This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

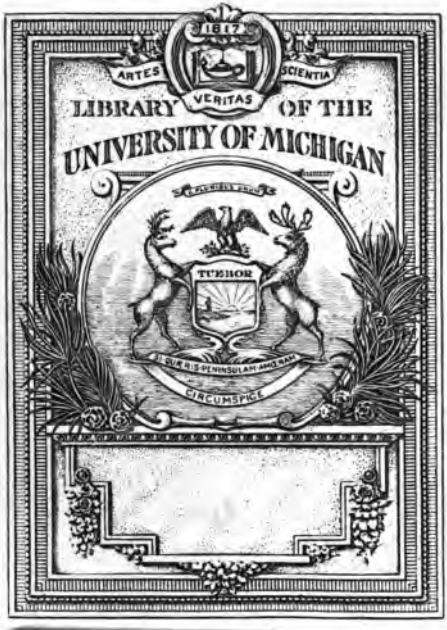
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

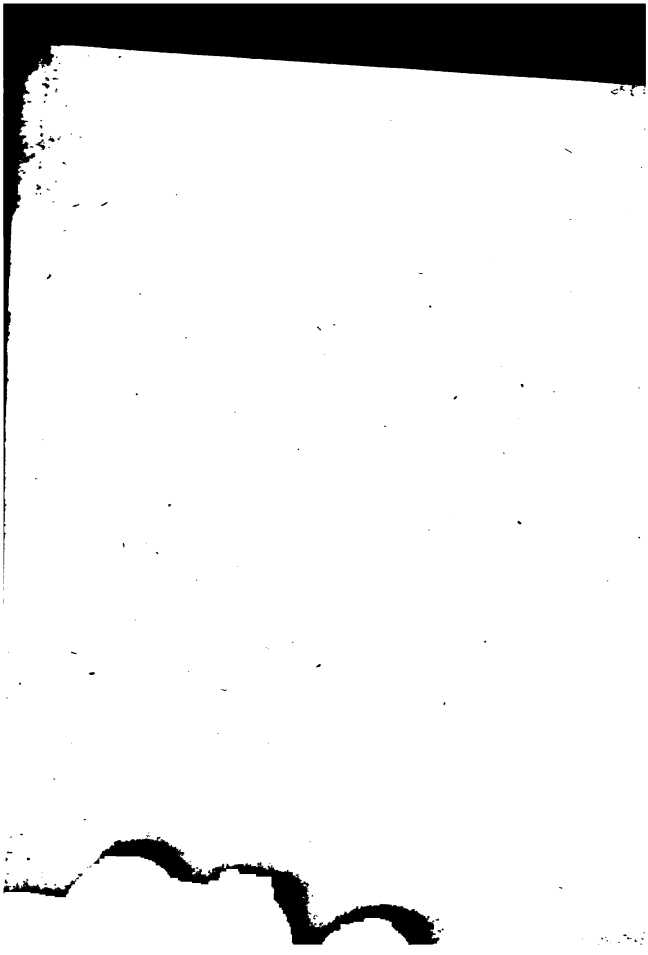
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Zwei und dreißigster Band.

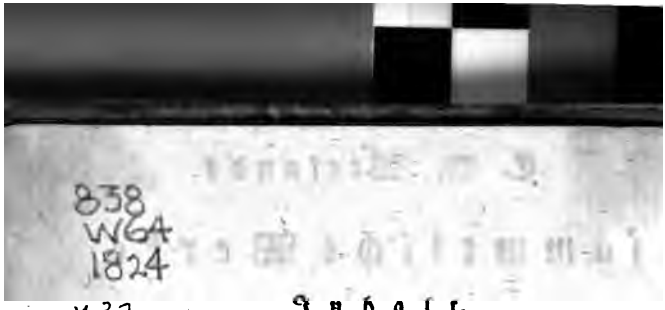
Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Philosophische und kulturhistorische Werke III. Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen 1825.


838
W64
1824
v.32

Inhalt.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Euthanasia. In drei Gesprächen.

H-146595

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des Deutschen Merkurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er einem, der alle

Bewegung in der Welt läugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht so wohl die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer bloß die Partei der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daß die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben

des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz, und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünschte, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus

zu heben, und durch eine eigne Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse, und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so vielen so vieles davon geschrieben worden, etwas neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen, und daher nie zu viel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können —

zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und, wiewohl er uns nichts neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei allem dem, lieber Freund, giebt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke, und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur bloß in diesem unserm Jahr-

hundert, die helleſten und geſundeſten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die ſchädlichen und ſchändlichen Ueberreſte der alten Barbarei wenigſtens unter den kultivirteſten Völkern unſers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur Ein Beiſpiel zu geben: wer wird jemahls etwas allgemeiner geleſenes über die Toleranz ſchreiben, ihre Vortheile lebhafter darſtellen, die Einwürfe, die man gegen ſie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derſelben unwiderſprechlicher darthun, die abſcheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und ſchrecklichere Beiſpiele ſchildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit ſolcher Evidenz, ſolcher Energie, bewieſen wird daß es Wahrheiten ſind, und daß das Wohl der Staaten und des menſchlichen Geſchlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigſtens von allen, die nicht ein handgreifliches Intereſſe haben ſich ihnen entgegen zu ſetzen — allgemein anerkannt werden, und tauſendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt ſo trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unſern Tagen

mit Knütteln aus dem Schooß Abrahams heraus in den Schooß unsrer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten Deutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten," gleich als ob die Republick an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bei Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloßen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, raffelte mehr als Einmal auf dem windigen Triumfwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter

sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Wandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten, und die Welt in die finstre

Barbarei zurück zu stürzen, woraus diese
ter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer
Gestalten widerkehrenden Vergangenheit, d
Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerst
was da ist, um dem was werden
zu machen, gehört nun einmal zu der gr
nung der Dinge, deren Plan eben so un
als die Hand, die seine Ausführung leite
gen ist. Euch Sterblichen gebührt es, e
Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ung
Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen
Lucian, da er in seinem Traumgesich
Pädeia auf ihrem Wagen durch die
oder wie in der Fabel Triptolemus
Drachenwagen der Ceres, streue du all
Samen auf die Erde herab, unbekümmer
säest nicht für dich selbst) was für Früch
gen, und ob er auf gutes Erdreich oder
ins Wasser oder auf nackte Felsen, fallen
was davon wird immer aufgehen, viell
irgend einen Wind oder eine fortwälzend
einen ganz andern Boden getragen, als

Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange wenn du nicht mehr bist.“

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, so laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß als Menschen von etwas gewiß seyn können) überzeugt halten daß es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Peepromene vorher bestimmt hat!

Ged

über den fre

V

in Gegenſtän

werden könne als jemals, allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daß ich manches für sehr problematisch halte was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniß mißverstanden zu werden, manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts arges hatte. Indessen glaubte ich, daß diese Aufsätze zu nützlichen Erörterungen Gelegenheit geben, und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, so lange das Uebel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beigebracht werden müssen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unsilosofische und knechtische Art zu silosofiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt ein-

zudringen verſucht, ſich bei jedem Schritte ſcheuen müßte eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das was er iſt erkannt würde: oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menſchlicher Begriffe und Meinungen die Reſultate immer voraus ſehen, und auf einmal mit Denken einhalten müßte, ſo bald eines zum Vorſchein käme, woraus dieſer oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit ſeinem Gedankenformular wohl nicht ſo ganz richtig ſtehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, ſo viel unſer ſind, nichts als Gras- und Fleiſchfreſſende Yahoos, und alſo unſtreitig die armſeligſte, häßlichſte und haſſenswürdigſte Gattung des ganzen Thierreiches wären — iſt ihrer Natur nach in ihrem Geſchäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unſre Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniß, keine Marter, wie unerträglich ſie auch ſey, kann uns zwingen, etwas gegen unſere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun bloß durch unſre Vernunft Menſchen ſind, unſre Vernunft aber bloß durch ihren freien Gebrauch Vernunft iſt: ſo iſt, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieſer Freiheit, und das Recht, den ganzen Prozeß, wie wir

durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmahl kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust der Gewissensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sklaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger, heilsamer Vorzüge vor allen vorhergehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freiheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des filosofischen Geistes, und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die

wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter, und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteien, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft widerholen: „Nichts, was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch ist so groß und kein Hoherpriester so heilig, daß er, kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dieß wahr ist — wie doch wohl niemand unverschämt genug seyn wird es läugnen zu wollen? — warum sollten nur die unrichtigen Definizionen, nur die grundlosen Distinkzionen, nur die Sofismen und Paralogismen, mit Einem Worte, nur die

Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doktoren und Magister, wie illuminirt, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und serafisch die Herren auch seyn mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigstens so lang' es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse, oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme, sind der Gegenstand der spekulativen Wissenschaften.“ Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen, oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ozean von Phänomenen, Ideen und Fantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — so
Kinder sind — durch Autorität
den: aber sie müssen auch unterricht
damit sie nicht ewig Kinder bleiben.
wird, der Ordnung der Natur zu Folge
Jahre weniger Kind; es hat alles in
braucht um zur Reife, zur Vollkomme
individuellen Naturbestimmung zu gelan
ist unrecht, wenn seine Obern es aus
gen Absichten an seiner Entwicklung h
also das, was man Volk nennt, eine A
ralischem Kinde, (wie man nicht
Grund anzunehmen gewohnt ist) so mu
ihm gelten, was von allen Kindern gil
ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werde
lichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur
linge, (worunter in der That der eine
dem alten Amadis von Gallien d
des schönen Finsterlings streitig ma
sondern sogar solche, die für sehr erleu
gehalten seyn wollen, gegen Aufklä
Aufklärer sich erheben. — Was mag
damit wollen? Was fürchtet man vo
Was hofft man von der Finsterniß
nen kranke Augen das Licht nicht e
nun so muß man sie gesund zu machen
sie werden es nach und nach schon ertra

Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres gleichen ſcheuen das Licht; und gerade dieſe muß es, um des allgemeinen Beſten willen, bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falſche Lesart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menſchlichen Geſchlechts einen ſehr großen, einen entſcheidenden Einfluß haben: und dieſe ſollen und müſſen unermüdet und unerſchrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem ſtärkſten Feuer der Prüfung ſo lange ausgeſetzt werden, bis ſie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerſpruchs, den koſtbarſten und herrlichſten Schatz der Menſchheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, ſind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unſers eigenen Bewußtſeyns gleich iſt.

Andere hingegen ſind ſo beſchaffen, daß ſie, vermöge der Natur der Sache und der Schranke

... haben scheint. ...

... zeigen sind nicht sowohl Gegenstände

... en Vernunft als des vernünftigen

..., aber ihre Wurzel liegt so tief in

... lichen Natur, daß kein Volk, das

... wie unentwickelt und ungebildet es auch

... so fern es des menschlichen Nahmens

... Nahmen werth ist, gefunden wird, das

..., nicht wenigstens dunkle, unreife, und

... Gespenster und Schattenbilder

... heiten festgesetzt hätten, für welche

... selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müßten diese zwei Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daß auch der beste und glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleußinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur erfindliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das was die Stü-

er Troſt und die Hoffnung der Menſchheit ſeyn ſollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelſchneiderei, ja ſogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichſam in ihren zarteſten und edelſten Theilen anfrißt, und in ein moraliſches Scheuſal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erſte Urſache alles dieſes Uebels weit außer uns zu ſuchen: ſie liegt uns ſehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon ſteckt in unſrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich iſt, die Geſchichte des Aberglaubens mit hiſtoriſcher Gewißheit bis in ſeine Wiege zu verfolgen: ſo iſt doch nichts leichter, als die Entſtehung deſſelben unter den Umſtänden, worin uns die allgemeine Menſchengeſchichte die älteſten Völker zeigt, ſich pſychologiſch klar zu machen.

Kinder und Unwiſſende ſtaunen alles an was ſie nicht begreifen können, und die Welt iſt für ſie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menſchen dargeſtellte Erſcheinung, wovon ſie nicht begreifen wie es damit zugehe, iſt ein Wunder in ihren Augen. Die älteſten Zeiten der Welt und der Völker ſind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Be-

lege dieſer Wahrheit zieht die Mythologie aller Nazionen.

Da nun alle Menſchen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen ſind, alles was in ihre Sinne fällt für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das iſt einer Urſache, zu halten, von den beſagten Wunderdingen aber keine Urſache in die Augen fiel, welcher man dieſe Wirkungen begreiflicher Weiſe zuſchreiben konnte: ſo ſahen ſich die Menſchen genöthiget, zu unſichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beiſtand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben ſo unwillkührlicher innerer Zwang nöthigt die menſchliche Einbildungskraft, ſich alle unſichtbare Dinge ſichtbar zu machen; und ſo wurden aus jenen verborgenen Urſachen der Phänomene, die man ſich nicht erklären konnte, Geiſter der Verſtorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menſchen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menſchen konnten ſie das nicht aus eigener Kraft; ſie waren alſo Werkzeuge jener höhern Weſen, womit ſich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weiſe entſtand hieraus der Glaube, daß es Menſchen gebe, welche ſich — wodurch es nun ſey — ttern, Halbgöttern, Feen und ſo weiter angenug zu machen wüßten, um ſolcher beſondere

unwissenden [illegible]
als daß nicht bald genug ganze [illegible]
derthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern,
Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter
entstanden wären, denen alles daran gelegen war,
den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der
ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte,
auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu
befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in
der ganzen sichtbaren Natur nichts höheres und mäch-
tigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange
auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich
unendlich besser bei dem Gedanken, selbst die wir-
kende Ursache von Wunderdingen, als ein blo-
bes Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach
und nach bekannter mit der Natur geworden; der
Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schär-
fere Sinnen und glückliche Zufälle machten, daß ge-
wisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen
und Mineralien allerlei Eigenschaften entdeckten
woraus sie andern ein Geheimniß machten, um un
begreifliche Dinge wirken zu können. Na
und nach entfaltete sich der Keim einer Filosofie, d
einen tiefen aber räthselhaften Sinn in de
großen Buche der Natur ahndete, das der Men

vielleicht Jahrtauſende lang bloß angeſtaunt hatte. Man ahndete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge, und jene goldene Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der ſichtbaren Welt wurden als Hieroglyfen dieſes geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunſt war, ſie leſen zu können. Wer dieß konnte, beſaß natürlicher Weiſe den Schlüſſel zum Innern der Natur, bemächtigte ſich vermittelſt deſſelben ihrer verborgenſten Kräfte, und hatte die Mittel in Händen, gute und böſe Dämonen, Elementar- und Aſtralgeiſter, ja die oberſten Götter ſelbſt, entweder zu ſeinen Freunden oder zu ſeinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menſchen, die dieſe erhabene Wiſſenſchaft zu beſitzen vorgaben: und ſo entſtand die Magie mit allen ihren Aeſten und Zweigen; ſo füllte ſich in den Händen verſchmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken, und dadurch, gleich den Gefährten des Ulyſſes die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art ſtumpfſinniger Thiere verwandelt wurden, die ſich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitſchen, ja ſogar füttern laſſen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die älteſten Geſetzgeber, die ſich dazu berufen fühlten noch ſehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menſchenſtämme in bürgerliche Geſellſchaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden im Meer und unter der Erde, und vornämlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo ſie wohnten, der Berge und Flüſſe derſelben, und ſo fort, in den Gemüthern ſchon befeſtiget. Sie kamen daher ſehr natürlich auf den Gedanken, dieſen Umſtand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie ſahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigſte Mittel werden könne, die rohen Menſchen, mit denen ſie es zu thun hatten, zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten alſo entweder die Götter ſelbſt zu Urhebern ihrer Geſetze, oder ſetzten dieſe wenigſtens unter die unmittelbare Garantie derſelben. Sie gaben dem Gottesdienſt eine beſtimmtere Form und größere Feierlichkeit; ſie ſtifteten die Myſterien; und bei den Griechen wurden Eleuſis, Olympia und Delfi ſchon in ſehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerſchaften, woraus ſich nach und nach der große

politische Körper bildete, der den Jupite
als seinen allgemeinen Schutzgott, und d
Amfiktionen als sein höchstes Nazionа
gericht verehrte.

So wurden alle bürgerliche Gesellscha
ten gewissen Maßen auf die Religion gegrün
det; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ei
wesentliches Stück der Konstituzion, au
Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, i
jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, da
nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selb
aufzulösen. Aber — wie war diese Religio
beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt übe
den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesag
habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frag
verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie ma
sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren
noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmä
ßigen Begriff der höchsten Macht, Weis
heit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff,
der mit dem Worte Gott verbunden werden kann,
zu erheben. Sie verlangten sichtbare und hand
greiflich-e Gegenstände ihrer religiösen Verehrung.
Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder

Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den älteren Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks, und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Kultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen, böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinazionskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden, und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die

Begierde das Künftige zu wissen sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste an alle diese Thorheiten glaubten: die meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald hartháutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr Bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, so bald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Aegyptischen Priester bestand größten Theils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosofie und Magie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Filosofie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls, und war dieses Namens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Filosofie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nazion in eben der Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Kollision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bei seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien, zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten filosofischen Sekten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die Pythagorische und Platonische Filosofie wurde also (sonderlich je unreiner und

trüber ſie nach und nach zu werden anfing) von den Prieſtern immer mehr begünſtigt. Die Epikuriſche hingegen, die ſich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöſer Betrügerei, aller Magie und Geiſterſeherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künſte und gaukleriſchen Operazionen war, blieb, ſo lange ſie dauerte, der Prieſterſchaft äußerſt verhaßt, und wurde von ihr auch dem Volke ſo verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur ſehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Aſiens nebſt Aegypten Griechiſchen Fürſten unterworfen, und die Sprache, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die Perſiſche Oberherrſchaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermiſchung, die nach und nach zwiſchen den Griechen und Aſiaten, Syrern, Medern und Aegyptern Statt finden mußte, auch wegen des Einfluſſes dieſer Vermiſchung auf die Denkart und den Geiſt der Zeit, wichtig. Die Filoſofie der Griechen artete in dieſen Ländern nach und nach aus, und verlor ſich endlich in den Sümpfen der morgenländiſchen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule ei-

[redacted] die Römer das herrſchende Volk in
[redacted] wurden, blieb nicht nur in den morgen-
ern Theilen des ungeheuern Imperii Ro-
alles in dieſem Stande, ſondern die Römer
bei denen die Aufklärung durch Wiſſenſchaften
t angefangen und, ſogar unter den Großen,
wenige ſich erſtreckt hatte, fanden ungemei-
chmack an dem morgenländiſchen Aberglauben.
u Auguſtus Zeiten finden wir Rom und Ita-
Syriſchen und Aegyptiſchen Land-
überſchwemmt, die, unter dem Namen
her Prieſter, Magier. Kaldäer und ſo wei-
e Geiſtesſchwäche der [redacted] und Römer

Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magiſche Operazionen, Amulete und Talißmane, Verwandlungen der Menſchen in Thiere, Geiſtererſcheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrſager, Orakelſprüche, und an tauſend wahnſinnige Arten die guten und böſen Dämonen ſich günſtig zu machen, zu verſöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz, die ganze Menſchenmaſſe war mit magiſch-religiöſem Aberglauben und Wahnwitz angeſteckt: als Chriſtus in Paläſtina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch ſeine Lehre und noch mehr durch ſein Beiſpiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung, von allem magiſchen und theurgiſchen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menſchen, und Ausübung aller moraliſchen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorſehung nach dem Erfolg urtheilen darf, ſo konnte und ſollte ein ſo großes Werk, als die Zerſtörung des Reichs der Dämonen und ihrer Prieſter, das iſt mit andern Worten, der Herrſchaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menſchlichen Gemüther, iſt, nicht ein Werk wo-

wohlthätige
...ung des menschlichen Ge-
von allen Uebeln des Aberglau-
der Dämonenscheu, zwar ange-
, aber gar bald wieder von denen selbst,
nach dem Namen Christus nannten, ge-
t, und (aufs gelindeste zu reden) wegen
dauernden Zusammenflusses schädlicher Gegen-
n, bis auf diesen Tag, nur hier und da im
und auf eine sehr unvollständige und un-
ne Weise bewirkt worden ist.

That ist es sonderbar genug, wie die
d Anhänger eines Meisters, der die Reli-
ie einfachste Vorstellungsart und die rein-
ungen des Herzens eingeschränkt, kei-
ular vorgel...

als ob ſie es ſelbſt nicht gewahr worden wären, ſich von ſeinem Sinne und Geiſte, von ſeinen Grundſätzen und von ſeinem Beiſpiele ſo himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten Ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das Er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerſtören gekommen war, unter andern Namen und Dekorazionen, furchtbarer und der Menſchheit verderblicher als es jemals geweſen war, wieder herzuſtellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben ſagte, da vom Urſprung des religiöſen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, ſteckt in unſrer eignen Haut. Aber es iſt nicht zu läugnen, daß der Geiſt der Zeiten Auguſts und ſeiner Nachfolger jenem unſaubern Geiſte zu Ausführung ſeines Werkes großen Vorſchub that.

X.

Unſre eigne Zeit ausgenommen, wird man ſchwerlich in der ganzen Geſchichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denſelben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finſterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen

Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiöſen Verbindungen, Myſterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenſchaft für magiſche Wiſſenſchaften und Operazionen, ſelbſt unter den oberſten Klaſſen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiöſen Betrügern, Gauklern, Taſchenſpielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erſte und zweite Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

Die ſiegreichen Kämpfe eines Lucian und Celſus mit dieſem Schwindelgeiſt ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, deſſen Wachsthum durch ſo viele hier nicht zu entwickelnde Umſtände, und in der Folge vornämlich durch die Neuplatoniſche Filoſofie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unſinn brachte, auf alle nur erſinnliche Weiſe befördert wurde.

XI.

Auch die Chriſten wurden von dieſer ſchwärmeriſchen Filoſofie bezaubert, da ſie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Myſterien ſehr gut zuſammen zu ſtimmen, ſondern ſogar den Schlüſſel dazu zu enthalten ſchien.

Als endlich ihre Partei, nach
Kämpfen mit dem so genannten Heidenth
die herrschende im Römischen Reiche ward,
ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet
zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt
durch gebessert war. Der Dämonis
des Heidenthums stieg, in einer andern Einklei
und unter andern Namen, wieder aus seiner
hervor. Das Licht der Wissenschaften versch
nach und nach fast gänzlich. Die Mönche t
an die Stelle der schwärmenden Pyth
räer und Platoniker, und bemächtigten
nach ihrem Beispiele, sogar der magischen
theurgischen Künste, unter dem Vorwand
bewirkten durch die Kraft des wahren
tes und des Namens Jesu, durch das
des Kreuzes, durch die Gebeine und andre Re
der Märtyrer und so weiter, was die Zaube
vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den
höllischer Geister gewirkt hätten. Die
ken und Legenden der vier ersten Jahr
nach Konstantin dem Ersten wimmeln
felsaustreibungen, Todtenerweckungen, E
gen von Engeln, Teufeln, und armen
alles ist voller Wunder, die oft bis z
lichen unglaublich und ungereimt sind, u
zähligen heiligen Mönchen und Bisc
richtet worden seyn sollen. Die Na

wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen, und von der Klerisei (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräftigen Ernulfusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen, und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemählde fortzusetzen, und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Unge-

achtet eine ganz wahre und unparteiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Menschheit, jetzt da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und anderer, mehr als zureichend, alles bisher gesagte, überflüssig, und zum Theil wohl über die Intenzion der Verfasser, zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen, und unter andern sich in der Kronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum, und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist folgendes.

[illegible] e der alt[illegible]
[illegible] ligion des Staats,
[illegible] setzen geschützt und begünstigt,
[illegible] sich noch neuer bisher unerhör-
[illegible] te an.

[illegible] alte Staatsreligion hatte alle andere,
[illegible] christliche, geduldet: die letztere, oder
[illegible] ihre Klerisei, (die auch hierin, wie in so
andern, den Geist des Stifters verläugnete,
[illegible] sich auf den Buchstaben einiger harten
[illegible] steifte) behauptete ein ausschließen-
[illegible], und duldete in kurzem keine andere mehr
[illegible]

[illegible] ging noch weiter. Nicht zufrieden jeden
Glauben, jede andere Religion[illegible]

und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciazionen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Konfiskazionen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu werden, und der Klerisei ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daß unter zehn tausenden — selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemei-

nen Weſen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfordert — kaum Einer ſeyn möchte, der nicht lieber alles was man wollte blindlings glauben, als ſich auf einem ſo peinvollen Wege überzeugen laſſen wollte.

Im Grunde war es auch mit dieſem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloße Täuſchung abgeſehen: denn nicht nur war er ſo beſchaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen ſtatt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und ſie wider ihren Willen auf neue, den herrſchenden widerſprechende, Meinungen führte; ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, „daß jede Unterſuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Reſultat als dieſes Dogma geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und hölliſchen Feuers ſchuldig ſey.“ Wehe dem, der ſich in dieſen armſeligen Jahrhunderten ſeiner Vernunft zu Prüfung deſſen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelſprüche einer Prieſterſchaft, die ſich einer willkührlichen und unumſchränkten Herrſchaft über den Verſtand, ja ſogar über die Sinne der Menſchen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgeſetzen des menſchlichen Denkens zu unterwerfen, ſich unterſtehen wollte! Alle Unterſuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine

Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Faſten, Beten, Abtödtung des Fleiſches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, ſo bald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquiſizion, und aus dieſen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getroſt jedes vernünftige oder vernunftfähige Geſchöpf auf dem ganzen Erdboden, mir zu läugnen, wenn es kann, daß man auf dieſe Art, und durch ſolche Mittel und Anſtalten, jede Religion, wie unſinnig, abſcheulich, oder lächerlich ſie auch immer ſeyn möchte, — von dem unmenſchlichen Götzendienſte des Kanaanitiſchen Feuergottes Moloch bis zu dem albernſten Dienſte der Latonenfröſche in Abdera — für die einzig wahre und allein ſeligmachende ausgeben, und als ſolche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen alſo wohl diejenigen, die ſich anmaßen, oder, wofern ihre Vorfahren einer ſolchen Anmaßung ſich ſchuldig gemacht hätten, noch ferner darauf beſtehen wollen, die einfachſte, vernunftmäßigſte, wohlthätigſte, menſchlichſte aller Religionen, auf einem ſolchen Wege und durch ſolche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leſer möge hier einen Augenblick ſtill ſtehen, und dann die Betrachtungen ſelbſt fortſetzen, auf die ihn das Geſagte natürlicher Weiſe führen muß!

Meine Abſicht iſt nicht irgend eine Partei oder Perſon zu beleidigen. Es wäre höchſt unbillig, vernünftig denkenden und beſſer geſinnten jetzt Lebenden den Wahnſinn und die Miſſethaten barbariſcher Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwiſſenheit ſind vorbei; wenigſtens kann ſich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwiſſenheit entſchuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlechterdings abhängt, unbekannt ſind; denn ſie ſind, Gott Lob, ſeit mehr als funfzig Jahren laut genug geprediget worden, und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil geſtanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum ſollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menſchen (in der engern Bedeutung dieſes Namens) zu ſeyn: warum ſollten wir nicht wenigſtens

den Willen haben, alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten; ist der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen Glaubens, ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur, zu begehen, rauben kann; wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch, mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne einen andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt anders zu denken.

Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie

Es iſt etwas den geſunden Menſchenſinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten ſelbſt herrſchenden Gewohnheit, das Wort Deiſt oder Theiſt, welches (ſo viel ich weiß) einen Menſchen bezeichnet, der weder atheiſtiſche noch dämoniſtiſche Grundſätze hat, ſo zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf ſich ſitzen laſſen könne, bei ſich führe; da doch das Chriſtenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Chriſtianer der erſten Jahrhunderte in ihren Apologien ſtolz darauf waren Deiſten zu ſeyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deiſt, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen ſolchen Bekenner der natürlichen Religion verſtehe, der nicht an die beſondern Dogmen der Chriſten, ſo wie ſie auf gewiſſen Concilien und in gewiſſen Symbolen und Formularen feſtgeſetzt

worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteien verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig, und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partei zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinschaft auszuschließen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daß der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht

Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu verſagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beiſpiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie ſie zu glauben? — falls es ihnen doch ja ſo wichtig ſcheint, daß jedermann in allen Stücken glaube wie ſie.

Wenn aber nun vollends der Deiſt mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubensſymbol das herrſchende iſt, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er bloß deßwegen ſeiner Geburtsrechte verluſtig erklärt werden, „weil es ſeiner Vernunft eben ſo fyſiſch unmöglich iſt, gewiſſe Sätze, die ihr falſch ſcheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich iſt in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben?“ — Und iſt es nicht ſchändlich, wenn ſie ihn, um einer ſolchen Urſache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu ſeyn, oder ſich ſelbſt aus ſeinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf dieſen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unſern

Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger iſt) mit der Sache ſelbſt getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menſchen werden doch wohl, ſo lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name ſie von den Pflichten der Menſchlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf ſich unterſtehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorſchein kommt?

Iſt es aber nicht häßlich, das, was alle Menſchen einander als Menſchen ſchlechterdings ſchuldig ſind, — nämlich, einander ſo zu behandeln wie jeder von dem andern behandelt zu werden wünſcht — mit einem ſo elenden Wort als dulden zu verkleinern und beinahe auf nichts herab zu ſetzen?

Welche mehr als kindiſche Inkonſequenz! Wir ſehen es für eine hohe Pflicht an, in tauſend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu ſeyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewiſſen, Gemüthsruhe und Rechtſchaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über andere zu tyranniſieren? Ich kann von einem jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungeſtört meines Weges gehen laſſe: und

ich ſoll es für eine Gnade halten, wenn Ihr duldet, daß ich von überirdiſchen Dingen anders denke, wähne oder träume als Ihr, ungeachtet Ihr ſelbſt um nichts dadurch gebeſſert ſeyd, ob ich ſo oder anders über dieſe Dinge träume?

Narren und böſe Leute ſind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als ſie; dieſe möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was ſie wollen. Hätten dieſe zwei Gattungen von Menſchen immer den Meiſter auf dem Erdboden geſpielt, ſo würde er ſchon lange eine ungeheure Wildniß und Wüſte ſeyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Beſondern das Anſehen hat) von den Klügern und Beſſern regiert; und der Weiſe duldet die Thoren, weil er weiſe, die Schwachen weil er ſtark, die Böſen weil er gut iſt.

Und ſo kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln iſt, die das Menſchengeſchlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menſchen kann nicht geholfen werden, wenn ſie nicht beſſere Menſchen werden; ſie können nie beſſer werden, wenn ſie nicht weiſer werden; aber ſie können nie weiſer werden, wenn ſie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und

ſie werden nie richtig denken lernen, ſo lange ſie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei iſt, ſo lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingeſetzt iſt, und alles, was in ihrem Lichte nicht beſtehen kann, verſchwinden muß.

XVIII.

Tauſende, die im Leben gegen dieſe Grundſätze handeln, werden, wenn ſie dieſes geleſen haben, ſich ſelbſt die Wahrheit derſelben eingeſtehen. Unglücklicher Weiſe hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarſten Reſultate der einfachſten unläugbarſten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umſtänden und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und viel[illegible] unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvol[illegible]rker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, iſt das Werk einer großen Kunſt und vieler Jahrhunderte. Tauſend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüſtiger Hände haben daran gebaut, und er iſt auf den Felſen des Anſehens und Vortheils der Prieſterſchaft ſo feſt gegründet, und durch ſo viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Frei-

heit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freilich mit der Zeit große Revoluzionen herbei führen, wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, bloß durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daß er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniß der Ovidischen Medea,

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird so lange wahr seyn als Menschen — Menschen bleiben: und so lange die Deteriora mit großen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstand des einsamen, aus der wirklichen Welt in sein ideali-

ſches Dſchinniſtan zurück gezogenen Filoſofen überraſchen, und ſeine übel berechneten Erwartungen täuſchen.

XIX.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, in dieſem traulichen Monolog über Gegenſtände woran viel gelegen iſt, mit dem ganzen edlern und beſſern Theile unſrer Nazion, bloß als Menſch zu Menſchen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Deutſcher Mann zu Deutſchen Männern, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Religionsparteien ſprechen zu können! Und dieß um ſo mehr, da mein Widerwille gegen allen Sektengeiſt, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Intereſſe in allem dieſem iſt) gegen jede Partei gerecht zu ſeyn, und meine Wohlgeſinntheit für das gemeine Beſte meines Volks und der Menſchheit überhaupt, vielen unter ihnen längſt bekannt, und ohne Zweifel die Urſache iſt, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gut denkenden Menſchen mit ſo vieler Nachſicht angehört wird.

Aber was hälf es, etwas unmögliches wünſchen zu wollen? Ich ſehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils ſchon geſagt, theils noch zu ſagen habe, bei beiden chriſtlichen Hauptparteien Eingang zu

finden, gänzlich Verzicht thun, und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl als durch nöthigende Verhältniſſe) ſelbſt gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch dieſe gute Gelegenheit dazu da iſt und ſo bald nicht wiederkommen möchte — ſey mir erlaubt, in Rückſicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Chriſten allgemein für nöthig erkannte Verbeſſerung, laut — für mich zu ſagen.

XX.

Ich wünſche allen Menſchen, und alſo auch Sr. Päpſtlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters ſeyn ſollte, noch immer für einen ſehr reſpektabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieſer und jener Welt — und hoffe alſo, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpſtliche Heiligkeit, oder für böſen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apoſtel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine fyſiſche Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom,

mit der Basilika zu Sankt Johann in Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatikan, dem Kampidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestal verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nich mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leiseſten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber gesetzt nun, (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!) gesetzt weil es doch fysisch möglich ist, der schrecklich Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wär von der Erde verschlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirch wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie geſagt, die Kathedra Petri, und der magiſche Fiſcherring, (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomons unſtreitig der erſte Ring in der Welt iſt) die berümten Schenkungen Konſtantins, Pipins und Karls des Großen, die Dekretalen Iſidors des Sünders, die dreifache Krone der überirdiſchen, irdiſchen und unterirdiſchen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sankt Agnes, aus der Welt verſchwunden. Und wenn es nun einmal ſo wäre, ſollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entſtehen? Hätten die übrigen Biſchöfe und Prälaten der katholiſchen Chriſtenheit wohl große Urſache, ihre Kleider zu zerreißen und Aſche auf ihre Häupter zu ſtreuen? Sollten und müßten ſie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften ſo bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieſer nie geſeſſen, zu erwählen? Würden ſie nicht vielmehr — ich rede menſchlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Urſache haben, ſich dieſer Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, ſich am Ende dankbarlich gefallen laſſen, durch dieſen unverhofften Zufall alles fernern

Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in die Freiheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Nahme und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bei der möglichen Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessirt ist: wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen

Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann bloß an den Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine schimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie bloß auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulfusstüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geistermährchen, und dergleichen Albernhei-

ten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut um sich jemals zu Erben der Römischen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer solcher verächtlicher Finanzzweig machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem voraus gesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu setzen, und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es giebt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkühr abhangen, daß sie sind oder nicht sind, sobald es uns beliebt daß sie seyn oder nicht seyn sollen.

Sankt Paul — der ſich bekannter Maßen ſeiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne ſich darum zu bekümmern daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sankt Paul alſo nahm ſich die Freiheit, einigen Eſeſiern zu ſagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter ſeyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieſes Räſonement ſehr einleuchtend vorkam.

Nun befand ſich aber ein gewiſſer Demetrius in dieſer Stadt, dem ſehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Eſeſier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen ſilbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieſer Hauptſtadt Aſiens beſtändig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und dieſe Fabrik ging ſo ſtark, daß das ganze ehrſame

Goldſchmids-Handwerk zu Eſeſus in Arbeit und Verdienſt dadurch geſetzt wurde.

Demetrius verſammelte alſo alle ſeine Arbeiter, und ſtellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sankt Pauls Vernunftſchlüſſe gerathen wäre. „Es will, ſagte er, nicht allein mit unſerm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, ſondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majeſtät untergehen, welcher doch ganz Aſia und der Weltkreis Gottesdienſt erzeigt.“

Man begreift, warum die Majeſtät der großen Göttin Diana dem frommen Manne ſo ſehr am Herzen lag, und niemand wird ſich darüber wundern, daß dieſe Goldſchmids-Synode ſich damit endigte, daß ſie alle voll Zorns wurden, und aufſchrieen: Groß iſt die Diana der Eſeſier!

In kurzem brachten ſie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk ſtürmte dem Amfitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun ſey, ſchrie der Pöbel zwei volle Stunden lang an Einem fort, groß iſt die Diana der Eſeſier: bis endlich der Kanzler, durch eine ſehr verſtändige und eines Erzkanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hauſe ſchickte.

Ich kenne kein beſſeres Beiſpiel, meinen obigen Satz ins Licht zu ſetzen, als dieſes. Die hölzerne

Diana der Efeſier war eine Göttin oder war keine Göttin, je nachdem die Efeſier wollten. Und warum dieß? Weil ſie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüſteten Zigeunerin, und alſo keine Göttin war. Indeſſen ſo lange ſie dafür gehalten wurde, war es in gewiſſen Stücken eben ſo, als ob ſie es wirklich geweſen wäre.

Wir wollen billig ſeyn. — Die Aſiarchen, die Häupter der Stadt Efeſus, der Kanzler, und ihres gleichen, wußten ohne Zweifel ſo gut als wir, was an der Sache war: indeſſen hatten ſich die Efeſier von allen Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verſchaffte der Stadt Anſehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; ſie hatten alſo politiſche und kameraliſtiſche Gründe, als etwas unwiderſprechliches (wie ſich der Herr Kanzler von Efeſus ausdrückt) anzunehmen, nicht daß ihre Diana wirklich eine Göttin ſey, aber, „daß die Stadt Efeſus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes ſey.“ —

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung ſie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen ſo wenig ein, ſich Einwürfe gegen dieſen Glauben zu machen, als

:r die Goldſchmied
Intereſſe, Bekenner und
er Diana zu ſeyn, und ſie hätten [redacted]
mehr daran glauben können als Cicero a
Augurat, ohne daß ſie, ſo lange ihre Tem
en gekauft und gut bezahlt wurden, wenige
zuſammen geſchrieen hätten: Groß iſt die Dian
Eſeſier!
Setzen wir nun aber den Fall, die Regente
Stadt Eſeſus hätten einen ſehr großen u
genden Beweggrund (den ſie freilich nicht h
gehabt, daß ihre Diana keine Gött
r ſeyn ſollte: was würden ſie wohl getl
n?
[illegible]nahmung wäre allerdings großen Sch
[illegible] aber mit Zeit

, man wird es mir nicht als einen Man-
erbietung gegen gekrönte Häupter
, wenn ich ſage, daß gewiſſe Meinungen,
en Zeiten Papſt Gregors des Sie-
ach und nach von Mönchen, Jeſuiten, und
ienten des Römiſchen Hofes ausgebrütet
d, und durch die erſtaunlichen Prätenſio-
eſagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit
aben — z. B. daß ein jeweiliger Papſt
f Erden oder wenigſtens ein Mittel-
iſchen Gott und Menſch ſey, daß
ewalt im Him-

Sankt Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn“ — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des großen Problems, das von vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daß der Römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, sobald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Fakta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz des Vatikans, der Peterskirche, des Museum-Klementinum, der Villa Borgheſe u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre; würde wahrscheinlicher Weise auch alles so erfolgen, und beinahe eben so leicht, wenn auch ein

langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich schneller wirken, und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmahl applaniren; so wie ehemals die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Ephesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmahl ein Ende machten: aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heißt) im Jahre 2440 seyn wird — wie so ganz und gar er der Gegenfüßer eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweiundzwanzigsten, eines Klemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. s. w. — kurz, der größten Zahl seiner Vorfahrer ist — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters

der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen; und wie ersprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revoluzion zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sank Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sündern der Ultramontaner bisher gezogen haben." Allein, da es bei mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bei einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten, und die

Peterskirche nebst den übrigen sechs Basilisken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerlei Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarei und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurück werfen sollten: — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen, und so Gott will, auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Nahmen — Träume eines radotierenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwei Dinge

zu thun: „Man muß entweder die gute Anſtalt völlig eingehen laſſen," — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas andres an ihre Stelle ſetzen zu können, das den Nutzen, den ſie ſchaffen ſollte, gewiſſer und beſſer ſchaffen würde; — oder „man muß ſo lange nachforſchen, woran es liegt daß ſie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigſten Mittel aufs ſchleunigſte abzuhelfen ſuchen."

Iſt aber das Gute, aus welchem wider ſeine Natur Böſes heraus gekommen iſt, von ſolcher Art, daß es, erſtens, nicht von uns abhängt, ob es da ſeyn oder nicht da ſeyn ſoll; iſt, zweitens, die Sache ſo beſchaffen, daß ſich jedermann durch bloßes Aufthun ſeiner Augen überzeugen kann, das Uebel ſey bloß daher gekommen, „weil ſich mit jenem Guten etwas Böſes vermiſcht hatte, daß nicht nur die heilſamen Wirkungen deſſelben hinderte, ſondern es durch ſeine Beimiſchung ſogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;" und iſt es endlich, drittens, eben ſo augenſcheinlich, daß es völlig in unſrer Gewalt ſteht, und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operazion iſt, dieſes Böſe, das ſo heilloſe Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigſtens bis auf einen ſolchen Grad der Reinheit des letztern, abzu-

ſcheiden, daß es ſchlechterdings nicht möglich iſt es weiter darin zu bringen; ſo iſt, däucht mich, die Frage, „was alſo zu thun ſey?“ für Leute, die bei ihren fünf Sinnen ſind, keine Frage mehr. Und wenn (alles dieß vorausgeſetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: ſo wiſſen wir wenigſtens, was wir von dem Verſtande oder dem guten Willen der moraliſchen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unſrer moraliſchen Gebrechen angeſtellt ſind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernſt darauf zu denken, wie wir uns ſelber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieſer ziemlich unwiderſprechlichen praktiſchen Wahrheiten auf unſern vorhabenden Gegenſtand!

So weit uns die Geſchichte in die älteſten Zeiten zurück ſehen läßt, ſehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachſen, und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und ſogar durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem menſchlichen Geſchlechte wohlthätig ſeyn konnte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mitzutheilen.

Da hier ſchlechterdings alles darauf-ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Fantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte beigemiſcht haben, gereinigten Begriff zu machen; ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts andres denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen, und nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Gerechtigkeit, oder (was eben daſſelbe ſagt) der vollkommenſten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Gründweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem ſolchen Fortſchritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unſer Verhalten in dieſem Leben modificiert wird.

Von dieſem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moraliſches Bedürfniß der Menſchheit ſey;

2) daß ſeine Wurzel ſo tief in unſrer Natur liege und gleichſam mit allen Faſern derſelben ſo verſchlungen ſey, daß man, um ſie im Menſchen gänzlich auszurotten, den Menſchen ſelbſt zerſtören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterſtützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

licher Weiſe war es in der Verfaſſung und
nden, worin ſich die Menſchen der al-
eiten befanden, nicht möglich, daß ihre
— wenn wir auch annehmen, es ſey eine
ſen, wo ſie (ſo viel es die Schwäche des
Alters der Menſchheit zuließ) einfältig und
— ſich lange in dieſer Lauterkeit hätte erhal-
n.

ſinnliche Menſchen verlangten einen ſicht-
nd palpabeln Gott. Durchdrungen von
Gefühl des ittli-

zweifelhaften Fällen sagten was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten nnd erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmähler, Tempel, Statuen, u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge entweder freiwillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleißes schenkte, als willkührliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beinahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereitzt worden sey. Dieß ging endlich so weit, daß bei vielen Völkern sogar gewisse Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völker

schaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen ist ein weltbekanntes Beispiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Prokuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so würde es eben keinen großen Künstler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu gravieren.

Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so kompendiösen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen; und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen

in Träumen, durch Erscheinungen, oder auf andere Art; und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Filosofie freilich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Iniziazionen; die Wissenschaft sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorher zu sagen; die Wissenschaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien, und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwei stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen;

kurz, so wurde aus Religion Dämoniste-rei, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Nahmen und Modificationen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand, und, durch eine beim ersten Anblick erstaunliche, bei unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revoluzion, der Vielgötterei in dem ganzen Umkreise des alten Römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet, und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicher Weise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daß ihr Einfluß und

ihre Oberherrſchaft endlich drückender, ſchädlicher grauſamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Geſellſchaft wurde, als es der in ſeiner eigenen unverlarvten Geſtalt herrſchende Dämonismus und Magismus nie geweſen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigſten Gelegenheiten viel zu wenig in Anſchlag, — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile in denen wir aufgewachſen ſind, über den gemeinen Menſchenverſtand tiranniſiren: und wie ſollten ſie — ſie, die uns fähig machen gegen das Zeugniß unſrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben unſre Vernunft zu feſſeln, und uns zum Beiſpiel in einem Buche, für deſſen Buchſtaben man uns ſchon die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geiſt deſſelben zu faſſen, ja nur zu ahnden fähig waren nicht Dinge verborgen bleiben laſſen, die einem jeden ganz unbefangenen Menſchen beim erſten Leſen deſſelben in die Augen ſpringen?

Es ſoll mich alſo nicht wundern, wenn das, was ich jetzt ſagen werde, vielen meiner Leſer anſtößig wäre, wiewohl es darum (wenigſtens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr iſt — und da

ist: daß zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist, — und zwischen einigen Dingen die Er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daß er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermaligen Absicht nur so viel, und hoffe, daß wenigstens mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat, (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen) darin mit mir einstimmig seyn werde: daß Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt worden, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher Er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Nahme der Christ-

lichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben, und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war ächte Theosofie, im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annä-

herung er ankündigt, wozu er alle Menſchen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt ſind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menſchen ſo einfältigen Sinnes und guten Willens ſind, um mit ganzer Seele in dieſe ſeine Vorſtellungsart und Geſinnungen einzugehen und ihm in allem dieſem — das iſt in allem, was er mit den weiſeſten und beſten Menſchen die jemals lebten, gemein und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden, und alſo den Nahmen ſeiner Jünger im eigentlichen Verſtande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm Eines Sinnes und Geiſtes waren, nur eine kleine Geſellſchaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieſer kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin ſie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten oder leben ſollten.

XXVIII.

Indem ich mir dieſe Vorſtellung von der Religion Jeſu und der erſten Brüdergemeine,

ren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs
u läugnen, daß es in der Folge nicht möglich
ollte gewesen seyn, eine mit den Grundsätzen und
der Moral desselben übereinstimmende Volks- und
Staats-Religion zu gründen, die von allem
dämonistischen und magischen Aberglau-
ben rein hätte bleiben können. Ja ich glaube nicht
zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich sogar eine
auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Re-
ligionsverfassung denken (nur nicht so
leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen
Priesterkünsten, aller tirannischen Priestergewalt,
Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der
Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung
der Vorstellungen, die man sich von den über-
sinnlichen und unbegreiflichen Dinge
zu machen habe, und so weiter, mit Einem Wort
von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die seit
vielen Jahrhunderten unter der so genannten Ch
stenheit im Schwange gingen, frei wäre; —
denn etwas diesem von fern ähnliches seit den
ten der Königin Elisabeth in England zu sehen
Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte,
ches man auf diese Möglichkeit bauen könn
dieß wenigstens ist unwidersprechlich: daß v
ersten Konstantins Zeiten an (ja schon
zuvor) das Christenthum und seine kirchlic
fassung sich von dem Geiste dessen, nach

es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als Einer Kirchenversammlung, und der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus, wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten Griechischen und Lateinischen Literatur, vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge; wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen Widerstande der herrschenden Partei, und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proporzion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon

heraus kommen ſollte, als woran ſich diejenigen ge
nügen laſſen, die alle fernere Verbeſſerung unnöthi
finden, ja wohl gar die bloße Meinung, daß da
angefangene Werk noch weit von ſeine
Vollendung ſey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, ſelbſt in der
ſcheußlichen Zeiten der Kreuzzüge, der Walden
ſer-Verfolgung und der Ausrottung der Tempelher
ren, ſind der Religion in allen Theilen von Europa
zahlreichere Hekatomben von Menſchenopfern geſchlach
tet worden, als in dieſem. Kein anderes bietet reich
haltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewalti
gen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl
und Weh der Menſchen dar!

Könnten wir, beim Ueberblick des unermeßlichen
Elendes, das in dieſen ſchrecklichen Zeiten durch In
toleranz, hierarchiſche Tirannei, fanatiſchen Neue
rungs- und Empörungsgeiſt, wüthenden Eifer der
neuen, kaltblütige Grauſamkeit der alten Partei,
theils aus wirklicher religiöſer Leidenſchaft,
theils unter der Larve der Religion, über Eu
ropa gebracht worden iſt, — einen auffallendern,
einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich
viel der menſchlichen Geſellſchaft daran gelegen ſey,
durch die möglichſte Reinigung der Religion auch
der bloßen Möglichkeit zuvor zu kommen, daß wir
oder unſre Nachkommen ſolche Gräuel, ſolche Un-

enschlichkeiten, solche Teufeleien um Gottes willen, wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist, und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art mit den Glaubensdissidenten zu verfahren sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloßer Nahme schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorüber gehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? Wenn sie bloß von der Denkart, oder Laune, oder Bonhommie, oder Gleichgültigkeit der Regenten, und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester, abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für

ns bis zum n
Ketten gefeſſelt zu ſeyn.
n eine Partei, bei welcher die Intoleranz
viſſem Sinne) ſogar ein Grundartikel
eligion iſt, kann uns, ſo lange ſie bei dieſer
t beharret, nichts als unſere politiſche
ſicher ſtellen. Aber worauf gründet ſich
nnere Sicherheit? Und was ſchützt uns
ie Intoleranz der abergläubiſchen Anhänglich-
alte Terminologie und Formulare, gegen den
hen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u.
n unſerm eigenen Mittel?
unter uns im Schwang gehende Gleichgül-
it gegen die Religion iſt eine ſehr unzuver-
von dem leichteſten Anſtoß zuſammen fallende
Geſchichte der Menſchheit

[illegible] sondern den einen noch ein [illegible] sogar Ketzerei ist: so [illegible] wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

Aber wie kann, (sollte man billig fragen) wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem [illegible] Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die

Ueber den Gebrauch der Vernunft

rkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst
n Freiheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen
willkührlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn
es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlich-
keit könnte sie für uns haben? Wer kann im Namen
seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Ver-
nunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte
eine so unnatürliche Enterbung jemals Statt finden?
Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es
hatten, mußten sie auch uns hinterlassen: denn
es war entweder Naturrecht oder nichts."

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfe
das Joch des blinden Glaubens ab, das d
ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. E
erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des P
feten, „seid nicht wie Roß und Mäuler, die n
verständig sind," und fingen an zu merken, daß
sehr reellen Uebel, von denen sie zu Boden ged
wurden, bloße Folgen einer Art von Bezau
rung seyen, welche in dem Augenblick vernicht
da man aufhört, sich für bezaubert zu hal
Vorurtheile, die durch alles, was man so
hörte, von Kindheit an den Gemüthern ein
worden waren, Wahnbegriffe, die du
Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuer
den bloßen Gedanken sie zu bezweifeln so
sichert gewesen waren, — wurden vor de
terstuhl der Vernunft gezogen, in

oung genommen, und ſo, wie ſie für das was ſie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradizion, Beſitz von undenklichen Zeiten her, Entſcheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doktoren, ja ſogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der erſten Synode zu Jeruſalem — „es gefällt dem heiligen Geiſt und Uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenverſammlungen, wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, ſo bald ſie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf ſie beruhete, entgegen ſtanden.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte Anfangs ſelbſt nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeſchlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umſtänden nicht wohl anders ſeyn konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des Römiſchen Stuhls, der Kirchenväter, der Koncilien und der Tradizion verwerfen zu wollen. Man empörte ſich Anfangs gegen bloße Mißbräuche, welche die ſo genannte Diſciplin der Kirche betrafen: aber bald ſah man ſich genöthigt, auch die Dogmen anzu-

greifen, hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicher Weise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusammen hing: und so konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief sich auf den Papst, so lange man sich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde: aber so bald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstößlich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte, sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein so fehlbarer Mensch sey als ein anderer, und daß es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

Eben so mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradizion, die Entscheidungen der Koncilien, so viel möglich auf seine Seite zu ziehen: aber so bald sie für die Gegner zeugten, wurd

...lf war, setz
... auf die Majoritat einer solchen
...ung voraus, die der Ueberzeugung der D
...ren von der Güte ihrer Sache gleich war.
...t, daß Koncilium würde gegen sie ent
...n, — welches denn auch das Tridentini
thun nicht ermangelte — was blieb ihnen an
rig, als die ganze versammelte Hierarchie
enschen zu erklären, die zusammen geno
n eben so wenig unfehlbar, dem Irrthum eb
unterworfen seyen, als einzeln.

XXXIII.

...an sah sich also bald genöthigt

r gewaht
glich und gottlich es
ann für einen entscheidenden
en gelten könnte, wenn es (wie die Elemente
metrie) so beschaffen wäre, daß alle Men-
die es läsen und verständen, nicht nur voll
n einerlei dabei dächten, sondern auch
er Wahrheit seines allen Menschen glei
ndlichen und keiner Vieldeutigkeit unterwor
Inhalts so anschaulich und innig übe
gt würden, daß es ihnen schlechterdings unm
wäre, daran zu zweifeln, oder über den S
die Deutung dieser oder jener Stellen vers
er Meinung zu seyn.
Ob ein solches Buch möglich sey, is
so wenig zu beantworten an
hört: aber dies

Bei dieſer unläugbaren und weltbekannten Beſchaffenheit der Sache bleibt alſo — ſo viel ich wenigſtens begreifen kann — in Anſehung alles deſſen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerſpruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel ſelbſt, mit Einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verſtändlich iſt, — nichts übrig, als dieſe Alternative:

„Entweder ſich einem unfehlbaren Richter in Glaubensſachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entſcheiden berechtigt iſt, zu unterwerfen:“

und die Deutung dieſer oder jener Stellen verſchie-
dener Meinung zu ſeyn.

Ob ein ſolches Buch möglich ſey, iſt eine
Frage, die ich mir ſo wenig zu beantworten anmaße,
als ſie zu meinem Zwecke gehört: aber dieß wird
doch wohl niemand zu läugnen begehren, daß die
Bibel dieſes Buch nicht iſt. — Unſtreitig muß
man ſehr viel Hebräiſch und Griechiſch wiſſen, ſehr
viele andere Bücher geleſen haben, und eine unend-
liche Menge hiſtoriſcher, kritiſcher, antiquariſcher,
chronologiſcher, geografiſcher, fiſkaliſcher, und ande-
rer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beſitzen, um es mit
Verſtande zu leſen; und dem ungeachtet enthält es,

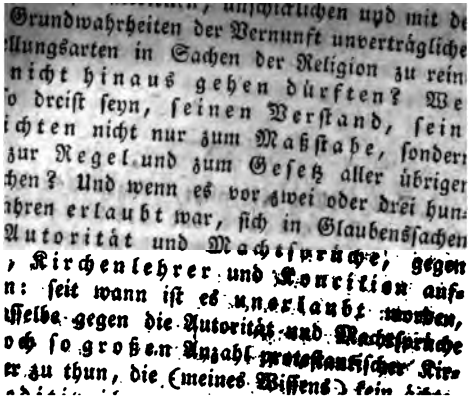
[redacted] Gesichtspunkten,
[redacted] gezogen wurden, nur
[redacted] als zu einem nicht ganz vernunft-
[redacted] ben nöthig ist, (d. i. nur so viel Licht,
[redacted] was man glaube) zu geben, bis
Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

r unläugbaren und weltbekann-
enheit der Sache bleibt also — so viel
s begreifen kann — in Ansehung alles
i der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im
nit allgemeinen Vernunfts- und Sitt-
en oder mit [redacted]

Oder „allen, die darin mit *uns übereinstimmen*, daß sie sich zur Religion Christi halten, und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint, (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag) einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen, und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäße Sinnesart, allen gehässigen Zänkereien, Verketzerungen, und Verfolgungen, sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil, auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen.“

Wollen wir die erste Partei ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal gesegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum“ zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen, und zu glauben was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.



Grundwahrheiten der Vernunft unverträgliche
llungsarten in Sachen der Religion zu rein
nicht hinaus gehen dürften? We
o dreist seyn, seinen Verstand, sein
ichten nicht nur zum Maßstabe, sonder
zur Regel und zum Gesetz aller übriger
chen? Und wenn es vor zwei oder drei hun
ahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen
Autorität und Machtsprüche, gegen
Kirchenlehrer und Konzilien auf
n: seit wann ist es unerlaubt worden,
ffelbe gegen die Autorität und Machtsprüche
och so großen Anzahl protestantischer Kir
er zu thun, die (meines Wissens) kein

anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit Einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyranniſiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und althergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bei euch zu glauben was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Afrika, oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten filoſofiren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchriſten erkennen, und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, so lange ihr selbst gesteht, daß ihr, als Diſſidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden, oder doch zu handeln fähig ist als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doktoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, oder als die Nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäß sey?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt seyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben: aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt konnte berechtigt seyn, eine solche Konfession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht selbst zu denken, selbst zu untersuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, dessen sie sich bedienten weil sie es hatten, haben auch ihre Kinder.

ſage noch mehr: weder die allererſte
he Gemeine, noch irgend eine folgende,
ein Recht, konnte ein Recht haben, durch
lajorität zu beſtimmen, wie ihre Mit-
die dunkeln und verſchiedener Deutung fähi-
tellen der Reden Chriſti und der Schriften ſei-
oſtel zu verſtehen hätten, oder Formeln feſt-
, wie ſie ſich über irgend einen Artikel, der
on einleuchtender Deutlichkeit iſt, auszudrücken
wären. Chriſtus ſelbſt hat kein
bensformular feſtgeſetzt. Auch das
iſch genannte Symbolum iſt, ſeines reſpekta-
ters ungeachtet, bekannter Maßen kein Werk
oſtel.

nn alſo die immer zunehmende Menge der
er des chriſtlichen Glaubens es nöthig machte,
ikel, worin ſie alle übereinſtimmten, in einen
und faßlichen Lehrbegriff zu bringen, der zum
cht der Jugend dienen konnte: ſo mußte doch
ems die Vorſtellungsart über einen jeden
der verſchiedene Vorſtellungsarten
t, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle
ift und gegen alles, was in der Lehre Chriſti
in verſtändlich iſt) behaupten wollen: „die
he Religion könne ohne Gewiſſenszwang
illkührliche Herrſchaft über de
chlichen Verſtand nicht beſtehen.“ — Ei

ſcheuliche Behauptung, deren niemand fähig ſeyn kann, in deſſen Seele jemals auch nur eine leiſe Ahnung von dem, was der Sinn und Geiſt Chriſti war, gekommen iſt.

XXXVII.

Die Gemeine hatte alſo nie ein Recht über Vorſtellungsarten zu entſcheiden, — das, was in der Schrift unbeſtimmt und problematiſch iſt, zu beſtimmen, — noch in ſtreitigen Fällen einer von den verſchiedenen Meinungen eine ausſchließliche Sankzion zu geben: ſo wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre beſondern Meinungen und Vorſtellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es iſt Unſinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweiſen zu wollen: aber es iſt Unſinn und Frevel zugleich, in einem ſolchen Falle ſeine Erklärung, ſeinen Beweis, andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorſtehern der Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit, kam es zu, ſolchen Freveln in Zeiten auf eine ſchickliche Art zu ſteuern: aber nie und nimmermehr waren ſie berechtigt, oder können ſie jemals berechtigt ſeyn, irgend eine Meinung, die den Grundgeſetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und

Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen, und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres gleichen, nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner, und, so bald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht, oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Konstantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten, und selbst in die Flamme zu blasen: alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten, und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei, entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten

Jahrhundert an? Und was anders als ein
ſchengeſchlechte gehäſſiger Dämon könnte
jetzt — bei ſo unendlich veränderten Umſtän
in einer Zeit, die an Erleuchtung und
Sittlichkeit ſo viel vor den Zeiten der
tine und Theodoſier voraus hat, anſtifte
Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärun
Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit ei
halten, und wo wenigſtens diejenigen, die den
en zu Lehrern und Regenten geſetzt ſind
berzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herz
cht des Kopfes iſt.

„Daß ſie nicht darin beſteht, daß wir übe
tliche Weſen grübeln und ſtreiten, ſondern
r uns beſtreben den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausſpruch Chriſti
es Lieblingsjüngers) reine und th
be der Menſchen, die wir ſehen, da
lichſte Kennzeichen unſerer Liebe zu Gott,
nicht ſehen, iſt; und daß wir unſern
nicht durch Bekenntniſſe und Formu
rn durch unſere Werke zu zeigen angeu

„Daß Gott an unſerm Geſchwätz und Gezänke was er ſey oder nicht ſey, an unſerm kindiſchen Lallen über ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Wirkungen, ſeine Oekonomie, ſeine Abſichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. ſ. w. in der heiligen Schrift nirgends ſein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm ſey und recht thue, der ſey ihm angenehm; und

„Daß, mit Einem Worte, nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meinungen und Formeln — ſondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigſten Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, thätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hoffnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Chriſten, und jene Geſinnungen in dieſen zu bewirken das Ziel desjenigen ſeyn müſſe, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtusreligion würdig ſeyn will.«

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unſre gegenwärtige Zeit ſehr leicht zu machen iſt, ſo überlaſſe ich ſie dem eigenen Nachdenken meiner Leſer, und ſetze, zu Vermeidung

alles möglichen Mißverstandes, nur hinzu.

Meine Meinung ist keinesweges, irg protestantischen Regenten zu rathen, daß ein öffentliches Proklama, alle Unarten von Arianern, halben und g lagianern, Eutychianern, Nesto Manichäern, Gnostikern, mit all Anern, Aeern und Isten, die es Christi 34 an bis auf diesen Tag in Christenheit gegeben hat, in seine Sta laden, ihnen Kirchen erbauen, L solden, und sich recht herzlich angelege sen solle, die möglichste Verschiede Religionsmeinungen unter seinem veranlassen und sorgfältig z halten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ic geben hätte — würde bloß dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern unter denen die zum Lehramte öffentlich b eine durch keine willkührliche, oder alte passende Gesetze eingeschränkte Freiheit die Religionslehren ihrer Einsicht un zeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erf Ketzernahmen auf irgend einen jet

den und die Erfindung neuer öffentlich bei ſchwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein ſo genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen ſeiner Abweichung von dem, was in Kirchenverſammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens feſtgeſetzt worden, auf Lehrſtühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt, oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem chriſtlichen Volke die Meinung erwecken müſſen, als ob es Sünde und Verbrechen ſey, ſich in Religionsſachen zu irren, oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr beſagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, ſich aller Erklärung und ſpitzfindigen Spekulazionen über dieſe Dinge enthalte, und ſie überhaupt nur in ſo fern, als ſie dem moraliſchen Zwecke der Religion förderlich ſeyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über ſpekulative Sätze, Auslegung dieſer oder jener Schriftſtellen u. ſ. w. entſtehen mögen, nicht einzumiſchen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen, und nur dahin zu ſehen, daß die Herren Diſputanten nic aus den Schranken der allgemeinen Wohlanſtändi

keit hinaus gerathen, aus einer beſcheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu ſorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibſeln der alten Barbarei gereinigt, und in allem dem großen Endzweck der innerlichen moraliſchen Beſſerung der Menſchen (welcher offenbar der Zweck Jeſu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, ſie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine beſondere Frömmigkeit, und eine eigene, aus allem, was in der Bibel am unverſtändlichſten iſt, zuſammen geſetzte Sprache affektieren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des chriſtlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre ſtöhnen, und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafſtall Chriſti drohen ſollen, aufforbern, entweder übel organiſierte Köpfe, oder arme kranke Leute ſind, die mit ihrem Arzt von der Sache ſprechen ſollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein andrer, der nicht ſo höflich wäre als ich, Heuchler, Phariſäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde; Leute, die, wenn ſie vor tauſend ſieben hundert ſieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten im hochwürdigen Synedrium zu Jeruſalem zu ſitzen, aus wirklichem oder affektier-

tem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleißnerei, vermuthlich so laut als Kaifas und Klopstocks Filo geschrieen haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Filosofen, für deren Freiheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Filosofie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definieren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik alter Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus, oder an der Unsterblichkeit der Seele, oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde

(wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Kapelle bringe, und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen, oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles.

Halt Maß in allem, denn in allem giebts
Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
Bezeichnet: dies = und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulazionen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen, oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrazionen sind, ist etwas eben so weises, als wenn einer zu Rom die Frage: was ist der Papst? aufwerfen, oder zu Frankfurt am Mayn öffentlich disputiren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Filosofie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht: ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Filoſofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moraliſchen Ordnung, und an dem, was zu allen Zeiten der Troſt und die Hoffnung der beſten Menſchen geweſen iſt, zu probiren; und der Filoſof iſt kaum dieſes Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen Einen Menſchen, der der Religion ohne Nachtheil ſeiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehn tauſend ſind, die, wofern ſie auch ihren edelſten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den ſie ihnen anlegt, ſchlimmer, oder ohne die Hoffnung, die ſie ihnen giebt, unglücklicher ſeyn würden, als ſie ſind.

Beilagen

zu der

vorgehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden, und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken, und das Gedachte ander mitzutheilen, so gut man beides kann, unter d

Rechte gehört, die mit der Ehre ein Mensch z
nothwendig verbunden sind: so nehme ich
Anstand Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie i
Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber d
Unterscheidung etwas ganz bestimmtes dabei ged
und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben
zu haben vermeinen konnte, (welches, wie
wissen, in Absicht des Willens auf Eins hin
läuft) und daß es eben daher schwerlich seine M
nung war, sie jemals gegen die Freiheit d
Presse geltend zu machen. Kajus oder Tizi
könnte ja wohl (wie uns allen im Eifer etw
menschliches begegnen kann) in einem an sich g
rechten, aber zu leidenschaftlichen Eife
für das, was er für Wahrheit und Recht un
also für Sache der Menschheit erkannte, — i
iner zu raschen Bewegung der Lebensgeister un
er Einbildungkraft, wovor ein Schriftsteller, de
it beiden reichlich versehen ist und über eine äußer
teressante Sache schreibt, sich nicht immer genu
ten kann, — ich sage, dieser Kajus, oder wie
ißt, könnte ja wohl in einer solchen Stimmun
r und da, gegen seinen Vorsatz, ein weni
r die Aristotelische Linie der Höflichkeit un
Respekts hinüber gekommen seyn, ein wen

hyperboliſirt, und mehr geſagt haben, als etwa ein ſeine Ruhe liebender Römer einem Auguſtus oder Titus — geſchweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weiſe mit Beleidigungen immer ſchärfer nehmen als die Auguſte ſelbſt) — hätte ins Geſicht ſagen mögen, wiewohl man jenen Cäſarn mitunter ziemlich ſtarke Sachen ins Geſicht ſagen durfte. Kajus könnte es alſo einem Aſinius Pollio oder Lucius Piſo (oder wen Sie ihm ſonſt gegenüber ſtellen wollen) mit Recht nicht ſehr verdenken, wenn dieſer Miniſter Auguſts ſolche leidenſchaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravaſazionen, in ſo fern ſie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinaus gehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche ſowohl die Gefahr unbeſonnener Weiſe verachten, als die Geſetze des Wohlſtandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Kajus würde ſelbſt nicht läugnen können, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Unbeſonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach ſich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er ſich mit ſeinem gerechten Eifer für die Sache der Menſchheit entſchuldigen: aber man würde ihm antworten, ein weiſer Mann müſſe ſeine Leidenſchaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenſtand und Zweck ſeyn möge, in

den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen: aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöße zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir armen Menschlein, bei Gelegenheiten wo unser Eifer gar zu stark gereitzt wird, uns mehr erhitzen als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelaßnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens, und doch

mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird niemand dadurch beleidigen; oder, falls jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art sie zu behaupten geschadet wird. Schadeten wir bloß uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten; aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen Tu si hic esses aliter sentias zurück zu geben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daß ich die besagte Unterscheidung, welche vielen so anstößig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann; welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deßwillen, weil dieser oder jener sich der Freiheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisizion zu unterwerfen, und der Preß-

freiheit, unter dem Vorwande die Preßfrechheit zu verhindern, willkührliche Feſſeln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Urſache haben mögen, ſo arges in ihrem Herzen zu denken: aber das bin ich gewiß, daß Auguſtus oder Titus es ſehr übel genommen haben würden, wenn ihnen jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu ſchreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er ſeinen Athenern täglich bei Unzen und Skrupeln hätte vorwägen laſſen wollen, wie viel ſie eſſen ſollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der eine oder der andere zuweilen mehr ißt als recht iſt? Und glauben Sie, daß Solon ſelbſt (falls er die Vorſicht ſo weit zu treiben fähig geweſen wäre) mit der Diſtinkzion zwiſchen Eßfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Ariſtofanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe Sie durch dieſe kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eßfreiheit zur Freſſerei gemißbraucht hat, muß ſich gefallen laſſen, ein Digeſtivpulver oder ein Brechmittel zu ſchlucken;

wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beſchaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreiheit bleibt dem ungeachtet, ſo gut wie die Eßfreiheit, ſo uneingeſchränkt als zuvor — oder — — deſto ſchlimmer!

An Ebendenſelben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um ſich her hat, wie Ihr gehorſamſter Diener, findet ſich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt, als das berühmte Ne quid nimis des weiſen Chilon. Mich dünkt, alle praktiſche Weisheit der ganzen Welt ſey in dieſen drei Wörtchen, „Nichts zu viel,“ oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig“ enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenſchaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminiſter, oder der größte Dichter, Mahler, Tonkünſtler, oder der erſte aller Schneider und Schuſter, kurz in jedem Fach und jeder Profeſſion der Erſte zu ſeyn — in jedem Fach und jeder Profeſſion nur ein Pfuſcher iſt, wenn man ſich den tiefen Sinn dieſes mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht, und ſich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieſes Unglück begegnet, iſt hinlänglich, das ſchönſte Leben, ſo wie das ſchönſte Werk, zu verunſtalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daß so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daß nicht jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann, als der alte Chilon und seine funfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien sein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sey; wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Unbescheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten, kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar filosofiren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Ueberhaupt giebt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als deklamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mal mehr;

als ſich erhitzen, und in dem Feuer, in welches man ſich ſelbſt hinein geſchrieben hat, wahres und falſches unter einander mengen, und, um ſich recht ſtark und kräftig auszudrücken, mehr ſagen als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm ſelbſt koſteten ſie ſeinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein- für allemal genommen haben, oder die ſo weit getrieben ſind, daß ſie ſich nicht überwunden geben können ohne ihre ganze Exiſtenz zu verlieren, iſt nicht rathſam zu ſtreiten: oder wenn man ja unglücklicher Weiſe in einen ſolchen Streit gerathen iſt, ſo thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigſten und kaltblütigſten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat, oder mit Leuten, die ſich nur durch Sofismen und Sykofantenſtreiche retten können. Denn gegen die einen und gegen die andern hilft kein Räſoniren. Zudem ſpielt der größere Theil des Publikums bei ſolchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Exekuzion. Dieſes läuft herbei, um einem intereſſanten Schauſpiele zuzuſehen, und ſchwebt, indem es zuſieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwiſchen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher ſein Recht angethan werde, und den ſympa-

thetiſchen Regungen der Menſchlichkeit. Aber ſo bald es glaubt, dem armen Sünder geſchehe zu viel, ſo hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grauſamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, ſie ſinkt zu Boden, alle Hände heben ſich mechaniſch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Urſache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeſchicklichkeit, ſondern vorſätzlich, härter und länger habe leiden laſſen, als recht und billig war. — Ich überlaſſe Ihnen die Anwendung dieſes Gleichniſſes ſelbſt zu machen, und bin u. ſ. w.

Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Geſpenſter, Elementargeiſter, Mittelweſen zwiſchen Engeln und Menſchen, Feuer- und Luftgeiſter, Kobolde, Bergmännchen und Waſſerniren, Schutzgeiſter oder Plagegeiſter einzelner Menſchen, — mit Einem Worte, alle Arten von angeblichen Erſcheinungen und wunderbaren Einwirkungen unſichtbarer Weſen, werden — aller Einwendung einer geſunden Filoſofie und aller durch ſie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und ſelbſt in dem Herzen der Menſchen immer einen Fürſprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieſer Art, alles was einer Anekdote aus der Geiſterwelt ähnlich ſieht, und die Wirklichkeit dieſer fantaſtiſchen Weſen zu beſtätigen, oder die Gründe, womit die Vernunft ſie beſtreitet, zu entkräften ſcheint, wird den meiſten immer willkommen ſeyn. Selbſt der aufgeklärtere Theil der Menſchen — Perſonen, die es auf keine Weiſe von ſich geſagt wiſſen möchten, daß ſie Geſpenſter, Geſpenſtererſchei-

nungen, und was in dieſes Fach gehört, im Ernſte zu glauben fähig wären — unterhalten ſich doch gern mit Geſprächen oder Lektüren dieſer Art. Ja, ſogar der Filoſof, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geiſterſeher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt ſich unvermerkt von ſeiner eignen Fantaſie überſchlichen; und iſt oft ſelten von ſeinen Vernunftſchlüſſen überzeugt genug, daß nicht die inſtinktartige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrteſten gemein hat, den leiſen Wunſch, des Gegentheils durch unläugbare Thatſachen überführt zu werden, in ihm erregen ſollte.

Eine Tradizion, die ſo alt als das Menſchengeſchlecht, oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Filoſofie iſt, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einſtimmigkeit aller Völker über dieſe Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unſre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen, und angeblichen Geſchichten angefüllt, welche ſich auf dieſen Glauben gründen und ihre anſteckende Kraft an uns beweiſen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges verſehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unſre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüſtet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichſte Quelle von Erfindung und Intereſſe ge-

nommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben zu sehen, daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geistererscheinungen, Zaubereien und Feereien, aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, diese Disposizion in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hierbei ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Filosofen, vornämlich die

von der Pythagoriſchen, Platoniſchen und Alexandriniſchen Schule, dieſen Glauben begünſtiget, und eine Geiſterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aberglaubens Unterſtützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Dieſe romantiſche Art zu filoſofiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menſchen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen ſchmeichelt, konnte nicht fehlen ſich in eine deſto größere Achtung zu ſetzen, da ſie ſich, gleich den alten Myſterien, (deren Stelle ſie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je größer und abſchreckender die Schwierigkeiten in dieſen Geheimniſſen eingeweiht zu werden, deſto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu dieſem Vorzuge gelangten. Die magiſche Filoſofie, deren vorgebliche Meiſter ſich des Namens der Weiſen im erhabenſten Sinne des Wortes anmaßten, (wie ſie noch bis auf dieſen Tag thun) verſprach nichts geringers als die größte Veredlung der Menſchheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinſchaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte ſich den Schlüſſel zu beſitzen zu den Pforten einer unſichtbaren geiſti-

gen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloße Zeichen sie sind; oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern, nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reiches über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden, so wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen, oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen.

Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherstellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterfilosofie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Nahmen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Gestalten an, und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun warens Filosofen, Aerzte, Naturforscher, die den populären Glauben an Geistererscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbnen, Elementargeister, Kobolde, prosetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorfosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weisen und schwarzen Magie, in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert

so allgemein, daß man kaum Einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Filosofie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmals jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie

viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer unerklärbares und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurück zu werfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende, zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Filosofie gefunden hatte; glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um so geneigter, jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bei jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine

eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, den Geisterſehern günstig zu seyn scheint. Je die Grenzen unsrer Kenntnisse hinaus ge werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mann tigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kenne nen; desto weiter dehnt sich auch der Kreis Möglichen vor unsern Augen aus; und viel ist es gerade der größte Naturforscher, der sich wenigsten unterſteht, irgend etwas, das nicht au scheinlich in die Klasse der viereckigen Dreiecke hört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit schärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrun von fyſiſchen Wundern, wovon niemand zuvor di mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem De mokrit oder Aristoteles nur geahndeter Eigen schaften der Materie die Natur von ganz neuen Se ten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forsche fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen z stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorhe für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelha nachen: seitdem haben auch unsere Begriffe vo Bunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Un öglichen, eine merkliche Veränderung erleiden mü n. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen de

Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern, (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält zu entscheiden, daß etwas darum

unmöglich sey weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können wie es möglich sey — etwas bloß darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das gewisseste wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr giebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, ungläubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemahls; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben daß die Sonne morgen wieder aufgehen

werde. Dieſer Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Grunde.

Laſſen wir aber einen Filoſofen auftreten, und in einem ausdrücklich dazu geſchriebenen Buche mit ſcharfſinnigen und ſcheinbaren Gründen aller Art beweiſen, daß alle für hiſtoriſch wahr aufgegebene Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugniſſe beruhen; und daß dieſe Erſcheinungen, welche man ohne Einwirkung ſolcher Weſen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, ſich aus bekannten natürlichen Urſachen ſehr wohl erklären laſſen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß Widerſprechungsgeiſt iſt, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Fantomen in unſern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt dieſe doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne ſie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermahlen die Benennung von Perſonen von Erziehung zukommt, ſagen könne: daß ſie, ungeachtet des Unglaubens, den ſie allen Erzählungen von Geiſtererſcheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Geſellſchaft zirkuliren, entgegen ſetzen, im Herzen doch ſehr geneigt ſind, die Partei der Geiſter gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder

das Daseyn selbst, oder wenigstens
mit uns irdischen Menschen absprec
Mir däucht, diese Neigung habe
zum Wunderbaren, noch einen beso
hang mit der Hoffnung, (die de
so natürlich ist als jene) nach die
einem andern persönlich fo
Von Kindheit an mit Gespenstergesc
welche sehr zuversichtlich auf angeblic
oder glaubwürdige Berichte gestützt w
sich unsre Fantasie, die Gespenster u
Geister, deren Daseyn auf der Trad
als Einwohner jener unsichtb
anzusehen, in welche dereinst überg
Schicksal seyn werde. Ohne einen be
giösen oder filosofischen Glauben, der
sem künftigen Leben angenehme und w
dige Vorstellungen macht, ist der Mens
licher Weise, nichts weniger als genei
ses Land der Seelen sehr reitzend
Es sind ihm, wie dem guten Kaiser
Loca pallida, lurida, livida, bleiche, b
ne, licht- und freudenleere Ge
Der Sund, der zwischen seinem jetzigen
einem künftigen liegt, schneidet alle natü
meinschaft zwischen beiden ab: er weiß w
rück lassen und verlieren wird; aber was

nen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmahl nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bei jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificiert worden seyn mag. Der Filosof mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmährchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben

unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Filosofen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmahl in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. Ein Rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen

gegründeten Urſachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem gröſsten Theile der Menſchen mit der Aufklärung unter dem kleinſten Theile immer gleichen Schritt hält; ſondern daſs die Zeiten der gröſsten Verfeinerung, des gröſsten Luxus, und der ungezähmteſten Liederlichkeit, von je her immer diejenigen geweſen ſind, wo die ſchelmiſchen Schlauköpfe, die von allem dieſem zu Erreichung ihrer geheimen Abſichten Vortheil zu ziehen wiſſen, das beſte Spiel haben.

Ich berühre dieſe unangenehm ſchnarrende Saite bloſs darum, weil es ſehr gegen meine Abſicht wäre, wenn jemand meine bisherigen Betrachtungen ſo auszudeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder ſchädlich wäre, lächerlichen Misbrauche, der in unſern Tagen von dem Hang der Menſchen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine ſchwache Seite haben müſſen; wenn es ſogar wahr iſt, daſs dieſe ſchwache Seite mit gewiſſen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unſrer Glückſeligkeit ausmachen, unmittelbar zuſammen hängt: ſo bleibt darum nicht weniger wahr, daſs unſer angelegenſtes Intereſſe erfordert gegen die gefährlichen Täuſchungen, denen uns bloſs ſtellt, auf unſrer Hut zu ſeyn. Der

zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Myſterien der Natur ohne langwieriges und anſtrengendes Studium inziiert zu werden, der Glaube an geiſtige Beweger der Natur, und an eine unſichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünſchen, die Deiſidämonie, oder die Furcht vor den unſichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil ſie unſichtbar ſind, der Wunſch, daß das Waſſer der Unſterblichkeit, das Elixier der ewigen Geſundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons, und der Stein der Weiſen wirkliche Dinge und in unſrer Gewalt ſeyn möchten, ſind freilich lauter Neigungen und Wünſche, die theils dem menſchlichen Herzen, theils der menſchlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit ſehr natürlich ſind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geſchloßnen Augen und gebundnen Händen, von Iſisprieſtern, Magen, Fakirn, Bonzen, Myſtagogen, Traumdeutern, Weiſenmeiſtern, Spähmannen und Thyrſpakurn, Schatzgräbern und Geiſterbannern, wie die unwiſſendſten Nord- und Südländiſchen Wilden, zu Narren machen laſſen ſollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unſichtbare Bären, und der Wunſch mehr zu wiſſen und zu können, als

Menſchen wiſſen und können ſollen, das arme menſchliche Geſchlecht von je her allen dieſen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch ungereißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geſchlagen hat: eben darum nenne ich dieſen Hang, dieſen Glauben, dieſen Wunſch — die ſchwache Seite der menſchlichen Natur; und eben darum iſt es ſo nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr iſt, durch die untrüglichen Grundſätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menſchenverſtand darbieten, auch am ſtärkſten zu befeſtigen ſuchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird, und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein Paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreier Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt, und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die

Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine aktive Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor kurzen erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß besitzt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, es Tags darauf, ohne Vorwissen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuschreiben. Eine Freundin, der sie es zu lesen gab, konnte sich eben so wenig enthalten es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und so gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abschrieb, und, da er selbst ein Schriftsteller ist, die üble Gewohnheit hat, von allem, was ihm lesenswürdig däucht, gedruckte Abschriften in die Welt zu schicken.

Selmar fand, bei einer ſeiner nächtlichen Zuſammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeſchlagen auf dem Leſepult ſeines Freundes liegen. Er nahm es auf, und fand mit einem ſichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchſtaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den „Pſychologen zu unparteiiſcher Prüfung dargeſtellte „Geſchichte der wirklichen Erſcheinung „ſeiner Gattin nach ihrem Tode“ war.

Ich habe dich doch nicht im Leſen geſtört, lieber Wilibald? ſagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte wie es gelegen hatte.

Wilibald.

Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar.

Findeſt du es nicht auch ſonderbar, daß eine ſo merkwürdige Geſchichtserzählung wie dieſe ſo wenig Aufmerkſamkeit bei den Pſychologen und im großen Publiko überhaupt zu erregen ſcheint?

Wilibald.

Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar.

Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald.

Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W** ls gelesen hast.

Selmar.

Ich habe sie gelesen, und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

Wilibald.

Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erschienen sey.

Selmar.

So beweise wenigstens Ich mit meiner Person gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben keiner von den leichtgläubigsten, und habe bei weiten den größten Theil der Gespenstergeschichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben

gehört und geleſen, immer mit den
meiner Mutter Gans in einerlei Ru
aber unter jenen allen iſt auch vielleicht
an welcher ich ſo auffallende Kennzeichen
würdigkeit und Wahrheit gefunden hätte al

Wilibald.

Was die Glaubwürdigkeit der
lung betrifft, lieber Selmar, ſo begehre
zu läugnen, daß Herr D. W**l ſich wirkl
bilden mag, Erſcheinungen von ſeiner F
ihrem Tode gehabt zu haben: aber ob ihm ſe
bildung keinen Streich geſpielt, das iſt ein
und davon kann ich mich weder aus ſeiner
lung noch aus ſeiner Hypotheſe von der fe
Körperhülle der Verſtorbenen, auf kein
überzeugen.

Selmar.

Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannſt
der Erzählung einer geſchehenen Sache Glaub
zumeſſen, mehr verlangen, als alles was du
ſer vereinigt findeſt? Der Erzähler iſt —
ſelbſt mit einer Freimüthigkeit verſichert,
Bewußtſeyn vorausſetzt, daß Niemand der ih
das Gegentheil behaupten könne — der E
ſage ich, „iſt ein Gelehrter, der ſich durch S
über beinahe alle filoſofiſchen Diſciplinen nicht

theilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (sagt er) müssen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Gespenster, Geister u. s. w. geäußert, und, so oft sich etwas dieser Art ereignet haben sollte, nichts angelegner gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und andre von der Nichtigkeit solcher Hirngespenster zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu seyn gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählich gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken." Diesem Karakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beispiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Ueberraschung, jedem voreiligem Trugschluß, leistete so treulich alles was von einem zuverläßigen Beobachter gefodert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Begebenheit dieser Art bekannt ist, wobei derjenige, dem sie begegnet seyn soll, nur halb

ſo viel Behutſamkeit angewandt hätte, um weder von ſich ſelbſt noch von andern betrogen zu werden. Wenn mich nun ein ſolcher Mann in ganzem Ernſt verſichert, daß ſeine verſtorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Verſprechen zu Folge, ihm bei völligem Bewußtſeyn daß er mit allen ſeinen Sinnen wache, bei Nacht und ſogar bei hellem Tag erſchienen ſey und ihn vernehmlich angeredet habe: ſo muß ich bekennen, ich ſehe nicht wie ich ihm meinen Glauben verſagen könnte. —

Wilibald.

Nämlich daß er ſichs wachend oder träumend eingebildet, ja! dieſen Glauben können wir ihm ohne Beleidigung nicht verſagen: aber zu glauben daß die Verſtorbene ſelbſt ſich ihm in eigner Perſon wirklich dargeſtellt habe, dazu finde ich, wie geſagt, in ſeinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünſchen mag, als ich, ſich von der Realität einer ſolchen Erſcheinung überzeugen zu können.

Selmar.

Ich bin ſehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannſt.

Wilibald.

So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich

vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du
mich in eine Unterſuchung einzugehen, wo
vor der Geiſterſtunde ſchwerlich zu Rande
werden.

Blandine.

Da könnte ja Madame W**l dir, Brud
uns andern einen großen Dienſt erweiſen,
ſo artig wäre ſelbſt zu kommen, und ihren
Zeugniß zu geben, daß er ſie wirklich geſeh
Das würde uns ohne weitere Unterſuchung
mal aus dem Wunder helfen —

Wilibald.

— oder uns noch zehnmal tiefer hinein r

Selmar.

Wie, Blandine? Sie hätten den Muth,
ſolche Erſcheinung zu wünſchen, und getre
ſie auszuhalten?

Blandine.

Warum nicht? Was ſollte ich von ein
Geiſte zu befürchten haben? Zumal in
Geſellſchaft —

Wilibald.

— und da die Geiſter der Verſtorbenen,
größte aller Geiſterſeher Swedenborg bez

weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir u
vor ihnen.

Selmar.

Ich denke doch wir würden alle drei große Aug
machen, Blandine, wenn wir einen ſolchen Beſu
bekämen; Ihr unglaubiger Bruder vermuthlich d
größten. Aber weil ſich doch wohl auf eine ſol
Gefälligkeit gegen unſre Sinnen von Seiten d
ſel. Frau Doktorin keine Rechnung machen läßt,
würdeſt du mich ſehr verbinden, Freund Wilibal
wenn du einsweilen meinem Verſtande zu Hü
kommen, und mir die Einwendungen ausführlich m
theilen wollteſt, die du gegen die Erſcheinung d
W**lſchen Gattin zu machen haſt. Alles, was i
mir dabei ausbedinge, iſt, daß du dich, da ich ke
Filoſof von Profeſſion bin, ſo viel möglich zu m
herablaſſeſt, und nichts vorbringeſt, wozu mehr a
Menſchenverſtand und gewöhnliche Sprachkenntn
erfordert wird.

Wilibald.

Du ſollſt dich nicht über mich zu beklagen habe
Selmar. Alſo ohne weiters zur Sache, oder zu de
was Herr D. W**l das Experiment und Fa
tum ſelbſt nennt. Die Dame, die dieſes ſonderba
Duodrama mit ihm ſpielt, und die er uns als ei
Frau von vorzüglichen Eigenſchaften ſchildert, wur
etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bö

artigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeiführte, wie der Herr Doktor als Fysiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damaliger Arzt diese Vermuthung lächerlich fand, und behauptete, „daß eine so starke, „große, robuste und junge Frau in ihren „besten Jahren eher alles andre in der Welt „bekommen könne als die Wassersucht.“ Gleichwohl traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein, und wiewohl ein anderer geschickterer Arzt die Wassersucht dreimal hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mal wieder kam, auch dieser gestehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sichs, „da der Tod in den beiden letzten Monaten ganz unvermeidlich schien,“ daß Herr D. W**l (dessen filosofischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlin „mehr im „Scherz als im Ernste bat, ihm „(wenn es „ihr anders möglich seyn sollte), auf „irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig „überzeugende und befriedigende Art bald „nach ihrem Tode wieder zu erscheinen; damit er, „wiewohl von der Unsterblichkeit der menschlichen „Seele als Mensch und als Christ überzeugt, „auch als Filosof von der lebendigen Fortdaue „des menschlichen Geistes nach diesem Leben au

„immer außer allen Zweifel geſetzt werden „möchte.“ — Die gefällige Frau, wiewohl ſie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines ſolchen Verſprechens möglich ſeyn würde,“ gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernſt ihr Wort, daß ſie ihm wo möglich nach ihrem Tod erſcheinen wolle; nahm aber ihr Verſprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Filoſofen, der ihr ſo etwas zumuthete, billig hätte beſchämen ſollen) wieder zurück, und bat ihn ſehr ernſtlich, ſie deſſelben zu entlaſſen: entweder weil ſie in Geheim befürchtete, daß ſie durch ihr gegebenes Wort gezwungen ſeyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erſcheinen; oder weil ſie die Erfüllung deſſelben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein ſie loszählen könne.“ Dieſer entließ ſie alſo ihres Verſprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Jul., erhielt Herr D. W**l einen Beſuch von ſeiner alten Mutter und der älteſten Tochter ſeines Bruders. Abends, da ſie in der Hinterſtube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doktorin geſtorben war, in traulichem Geſpräche beiſammen ſaßen, ſagte die Mutter auf einmal: Ich begreife nicht was mit dem Lichte vorgeht; der Wind ſcheint es beinahe auszulöſchen und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenſter iſt auch zugemacht, und es iſt kein Zug auf

dem Tiſche möglich. Ei, ſagte die Nichte, Wind draußen im Schlafkabinett brauſt und dem Vorhang weht! Er muß alſo doch gehen. ſich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr (der weder von dem Fackeln des Lichts n dem brauſenden Wind im Schlafkabinett et merkt zu haben ſcheint) das Fenſter „konn „nicht den geringſten Luftzug oder auch nur e „tes Wehen wahrnehmen; vielmehr ſchien di „Natur zu ſchlummern, und vom höchſten „der Hitze ermattet dahingeſunken zu ſeyn.“ - Blandine, was ſagſt du zu dieſem Wunder?

Blandine.

Es iſt offenbar, ſollt' ich meinen, daß e die beiden Frauenzimmer getäuſcht wurden, Wehen und Brauſen eine Urſache gehabt hab

Selmar.

Eine Urſache allerdings; aber was für ei türliche Urſache läßt ſich hier denken?

Blandine.

Zu einer körperlichen Bewegung denke immer eine körperliche Urſache, wenn ich ſi nicht immer beſtimmt angeben kann. Wie oft net nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etw oder hören, ohne daß wir uns von der eig

Urſache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen ſeyn. Auf jeden Fall hätte Herr W** l wohl gethan, uns die ganze innere Beſchaffenheit ſeiner Wohnung aufs genaueſte zu beſchreiben.

Selmar.

So viel wenigſtens ſagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafkabinett oder Alkoven ein kleines Fenſter in die Stube, worin ſie ſich befanden, gehe —

Wilibald.

Und daß dieſes kleine Fenſter verſchloſſen geweſen, ſagt er nicht ausdrücklich. Es iſt alſo zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine.

Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrauſe in dem Schlafzimmerchen, und, etwa durch ein Loch in der Fenſterſcheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tiſche hervorgebracht habe.

Wilibald.

Bravo, Schweſter! Auch unſer Filoſof war nicht weniger unglaubig als du, und ſuchte (wie er verſichert) den beiden Perſonen das bemerkte Wehen und Windbrauſen „ganz natürlich zu erklä-

abei im Mindesten an etwas anders zu
e Sache mußte ihm also als etwas ganz
vorkommen; nur hätte er seine natürliche
den Lesern um so weniger vorenthalten
er überhaupt kein Bedenken trägt, seine
ohne alle Noth und wo seine Umständlich-
ie Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum
ß der Leser in die Länge und Breite auszu-
och sonderbarer ist, daß „Tags darauf
Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksam-
der drei anwesenden Personen im Ganzen
Herr W. sich ausdrückt) noch weniger au
log als Abends zuvor; wiewohl auch an di
ersten August kein wehendes Lüftchen in t
mosphäre zu spüren war.“ — Ungeachtet die
igen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentlic
n zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß, (w
ir weder an den beiden Frauenzimmern no
em Herrn Doktor selbst sehr natürlich scheint)
e dennoch „erst ohne Licht, hernach mit
nendem Wachsstock in das Schlafkabinett, r
sehen, ob etwa die in den Hof geh
Fenster offen stünden und den Zug befi
Aber alles war zu, und nicht der geringste
handen.“ — Nun erklärte der Herr Dok
ganze Wehen theils für sinnliche Tä-
theils für etwas sehr Natürliches,
wenigstens die Thür offen stehe; „ohne

jetzt ſich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er ſagt) ſich einfallen laſſen konnte.“ Ich geſtehe, daß ich dieſe Unmöglichkeit nicht einſehe; im Gegentheil, jeder andre in ſeiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchſtnatürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes genöthigt worden ſeyn, an das ehemalige Verſprechen der kürzlich Verſtorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit ſeiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß Sie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, iſt es denn etwas ſo undenkbares, daß der mehrbeſagte unerklärbare Wind eine Art von ſchonender Anmeldung ſeyn konnte, wodurch ſie ihren Gemahl zu einer künftigen Erſcheinung vorbereiten wollte? —

Blandine.

Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit dieſem anſcheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen ſeyn könnte.

Selmar.

Laſſen Sie hören!

Blandine.

Man hat Beiſpiele, daß es muthwillige Spaßvögel giebt, die ſich kein Gewiſſen daraus machen,

mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doktor zu seyn scheint, bei Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung, auf diese oder jene Art, einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bei nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafkabinett so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald.

Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abend desselben Tages legt sich der Herr Doktor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen, und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, eher an alles andere als an

„seine selige Frau) zu denken.“ — Auf diese Weise „war es bei stiller mondheller Nacht über halb Eins „geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein „plötzlicher Sturmwind sich erhob und zuerst „zu dem kleinen, offenstehenden, oben an der „Decke befindlichen Alkovenfensterchen, von „dem vordersten Saal an der Treppe aus dem „Hofe herein, so stark zu blasen schien —“

Blandine, zu Selmar leise.

Merken Sie Sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald.

— daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch „denselben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, „und es nicht anders war, als ob ihm jemand sein „Deckbette mit Gewalt entreißen wolle.“ — Demungeachtet ließ sich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas anders als ein wirklicher Sturmwind so unhöflich seyn könne. Ich will doch auf-

Euthanasia.

)en, dachte er weislich, und die Fenster zu-
achen. Gesagt gethan! Aber als er zu den
enstern auf die Straße hinaus sah, war kein Luft-
weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun
auch die Fenster auf der hintern Etage zu,
und konnte auch dort nichts von einer Bewegung
der Luft verspüren. Das scheint nun allerdings nicht
recht natürlich zugegangen zu seyn, und dennoch
machte es auf den hartglaubigen Mann »nicht den
mindesten Eindruck.« Er ging ruhig in sein
Bette zurück; freilich nicht um zu schlafen, sondern
bloß »um seine unterbrochnen Meditatio-
»nen weiter fortzusetzen, ohne sich vor der
»Hand um diesen Zufall weiter zu bekümmern.«

Was für eine Vorstellung will Herr W**t daß
wir uns von ihm machen sollen? Er hört mitten in
der windstillsten Nacht plötzlich einen Sturmwind,
der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der
Wand her eiskalt in den Nacken bläst; wie er auf-
steht, um sich genauer zu erkundigen, überzeugt er
sich, daß nicht das leiseste Lüftchen geht, und doch
fällt ihm nur nicht ein, sich darüber zu verwundern
und der Ursache eines so unnatürlichen Vorfalls nach-
zudenken. Das heiße ich doch das Epikureische Ne-
admirari weit getrieben!

Selmar.

Ich auch; indessen beweiset es mir die erst

liche Unbefangenheit des Mannes bei dieſer Geſchichte, und wie wenig dieſe unerklärbaren Ereigniſſe auf ſeine Einbildung wirkten! wie völlig er alſo in der Verfaſſung war, die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiſte zu beobachten.

Wilibald.

Es fällt ziemlich ſtark in die Augen, daß unſer Filoſofus dieſe Meinung von ſich zu erwecken befliſſen iſt, um deſto glaubwürdiger zu ſcheinen, wenn er endlich, nach ſo vielem Präambuliren, zur Hauptſache kommen wird. Indeſſen bleibt gerade dieſe ſeine Gleichgültigkeit, wenn ſie nicht angenommen iſt, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem beſagten Sturmwinde nicht ſo ganz richtig zugegangen ſeyn müſſe. Es könnte leicht ſeyn, daß Blandinens Blaſebalg hier im Spiel geweſen wäre. Vierzehn ſchlafloſe Nächte hinter einander müſſen endlich den kälteſten Kopf erhitzen, die derbſten Fibern ſchlaff und die ſtärkſten Nerven allzu reitzbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der ſich in dieſem Falle befindet, zwiſchen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blaſebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenſter und Thüren ſtanden offen, und das Wohnhaus

des Herrn Doktors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ, und, sobald er sich von der Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen."

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte) an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doktors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doktor beym Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen

bloß vollends aus dem Schlaf kratzte, und erſt, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis ſeiner Wachſamkeit zu geben. Aber der Herr Doktor (deſſen Imaginazion ſo unthätig nicht geweſen ſeyn mochte, als er uns glauben machen will, und der ſich plötzlich erinnert zu haben ſcheint, daß die Hunde, wenn ſie ein Geſpenſt wittern, vor Furcht keinen Laut von ſich geben ſollen) „fand es ſonderbar," daß der Mignon, der ſonſt bei jedem Geräuſch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringſten Laut von ſich gab. „Du willſt doch, dachte er „zum Scherz, falls es ja möglich ſeyn ſollte, daß „etwa deine ſelige Gattin ein Späßchen mit „dir machen wollte und könnte, laut fragen: „Wer da? Biſt du's, Hannchen?" — Und ſo that er!

Blandine.

Und was antwortete Hannchen ihrem ſcherzhaften Ehegemahl?

Wilibald.

Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, ſagt Herr W**l, als ob Etwas durch das Alkovenfenſterchen nach dem Vorſaal hinaus an die Treppe kletterte, ein kleines Geräuſch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ing es ſilberhell in dem Alkovenfenſterchen, als wenn mand mit dem Finger daran ſchnippte.

„Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf alles genau gemerkt, und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.“

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das was er gestehen wollte.

Blandine.

Nicht wahr, daß Hannchen, wenn Sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald.

Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen, und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie

ſich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle, und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte,“ lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Weſen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenſterchen hinausſchlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräuſch wie etwa eine Katze macht, dieſes unbekannte Weſen eine wirkliche leibhafte Katze geweſen ſey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was ſie darin geſucht, warum ſie ſich durch das Fenſterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geſchehen müſſen, um an dem vermuthlich wackelnden Glaſe ein ſilberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von allem dieſem das wie und warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verurſachte, ſo erklärt und begreift ſich jeder Umſtand von ſelbſt; auch der, daß der Herr Doktor keine Thür auf- und zugehen hörte und alles, was nicht immer offen war, verſchloſſen fand. Denn daß die Katzen, wenn ſie nur erſt eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuſchließen brauchen, um ſich aus dem Staube zu machen, kann für einen ſo geübten Naturforſcher nichts befremdendes haben. Und dennoch hatte dieſe kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchſt unbe-

tender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes
stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der
and unbegreiflich war. Es ging ihm wie
em Demokritus, von welchem die Abderiten,
seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage
lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Fei-
gen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig rie-
chen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mit-
leiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in
einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute über-
sehen oft die wahre Ursache eines Dinges bloß deß-
wegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Ein-
bildungskraft unsers Doktors war nun einmal auf-
geregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je
weniger »vermochte er der wahren Ursache dieser
»frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.«
Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spie
seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem ede
Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in
Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen
könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu T
richtete er — eine lange herzbrechende Anrede a
Verstorbene. »Solltest du es wirklich seyn, t
»res Hannchen, sagte er mit leiser Sti
»so gieb mir deine Gegenwart auf eine un
»liche, gewisse, ganz unzweideuti
»zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch d
»glaubige Thomas bleiben, u. s. w.

„bare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich „und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zu„verläßige Art, wo möglich auf eine handgreif„liche; mit dieser jetzigen, wofern es eine „seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnü„gen, wofern du nicht stärker, völlig untrüg„lich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine.

Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Filosofen an einem Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald.

Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war, und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doktor bei dieser Apostrofe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine.

Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald.

„Auch auf dieſe Aufforderung (ſagt der naive Mann) blieb alles ſo ſtill wie vorher.“

Bkandine.

Dacht' ichs doch! Die Bedingungen, worauf er ſo eigenſinnig beſteht, ſind für eine ſo kürzlich verſtorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht ſtehen müſſen, ihren ſchon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald.

— und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte ſie ſich wohl gar entſchließen müſſen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigſtens freundlicher geweſen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es ſcheint, ihm dein Daſeyn manifeſtirt hätteſt. Aber, ernſthaft von einer ſo ernſthaft poſſirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das ſeltſame Schwanken des Doktors, zwiſchen ſeinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart, ſehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres ſeyn, als dieſe pathetiſche, wiewohl mit leiſer Stimme (als ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt und ſeiner

vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht vorausſetzte, daß ſie ihn hören könne?

Selmar.

Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doktor, der euch ſchon durch die bloße ſo naiv treuherzige und argloſe Art, wie er ſich ſelbſt und ſein Hannchen der Welt Preis giebt, zu einer mildern Behandlung bewegen ſollte. Bedenke wenigſtens, lieber Wilibald, daß es dem Doktor hier um ein Experiment zu thun iſt, wobei es auf nichts geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm ſeine verſtorbene Frau wirkliche Beweiſe von ihrer fortdauernden Perſönlichkeit in einem neuen geiſtigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da iſt denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bei dieſem Experiment mit der größten Aufmerkſamkeit und Geiſtesgegenwart und mit der behutſamſten Vorſicht zu Werke gegangen. Denn noch in derſelben Nacht, wo ihm alle dieſe ungewöhnlichen Dinge begegnet waren, ſchrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tiſch, um ſich früh Morgens deſto feſter davon überzeugen zu können, daß es keine Täuſchung ſeiner Fantaſie geweſen. Sein Eifer, hinter die wahre Urſache jener ihm unerklärbaren Ereigniſſe zu kommen, war ſo groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Verſuch mit dem Alkovenfenſterchen machte,

ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben so wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er sich zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja sogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel seyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber da er nicht einsah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm selbst gesehen zu werden: so giebt er diese Hypothese wieder auf; zumal da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm, und ihm von der Wandseite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn zum Besten haben wollen, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Mensch im Hause etwas von der Sache wußte, theils weil er in seinem Kabinett jede Katze, also noch mehr jeden Menschen draußen auf der Treppe hätte schleichen hören.“ Da er sich also diese Dinge schlechterdings nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß seine Verstorbene vielleicht daran Theil habe, sich ihm wider seinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar diesem Gedanken ohne die vollständigste Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer solch Erscheinung keinen entschiedenen Grund zu hal

glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen, bei di
Gelegenheit einen Verſuch zu machen, wobei,
er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts
wagen war?

Wilibald.

Wenn ich mich nicht ſchämte, daß verſtändig
Leute, wie wir zu ſeyn glauben, ſich länger bei ſol-
chen Armſeligkeiten aufhalten ſollten, ſo hätte ich
noch manches gegen die Abneigung unſers Filoſofen,
ſich die Abenteuer dieſer Nacht aus natürlichen Ur-
ſachen zu erklären, einzuwenden. So beweiſen z. B.
alle vergebliche Verſuche, die er angeſtellt, um noch
einmal einen ſo hellklingenden Ton aus dem Alkoven-
fenſterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Be-
hauptung, daß es natürlich damit habe zugehen kön-
nen. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbe-
kannte Urſache zufälliger Weiſe eine Wirkung hervor-
bringt, die mit aller angewandten Mühe und
Kunſt nicht wieder zu bewirken iſt, kommen ſo
häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich
wäre mehr davon zu ſagen. Eben ſo iſt es ja nicht
unmöglich, daß etwa eine Dienſtmagd, oder auch
eine andre Perſon im Hauſe, ein eben ſo leiſes
Gehör gehabt haben könnte als der Herr Doktor, und
unbemerkt gehorcht hätte, wenn er ſich etwa mit ſeiner
Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am
11. July und 1. Auguſt beſprochen; ſo daß Herr

ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hell
Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eb
ſo wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befr
digten, die er ſich zu geben vermochte. Auch Bla
dinens Katze, ja ſogar der Gedanke, daß irge
ein Spaßvogel im Spiel ſeyn könnte, fiel i
endlich ein: aber da er nicht einſah, wie die Ka
zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen kö
nen, ohne von dem Hunde angebellt oder von i
ſelbſt geſehen zu werden: ſo giebt er dieſe Hypoth
wieder auf; zumal da der wunderbare Sturmwin
der ihm beinahe die Bettdecke nahm, und ihm v
der Wandſeite eiskalt an den Rücken blies, durch
Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend
Schalk ihn zum Beſten haben wollen, findet er dar
nicht denkbar, „theils weil kein Menſch im Ha
etwas von der Sache wußte, theils weil er in ſ
nem Kabinett jede Katze, alſo noch mehr jed
Menſchen draußen auf der Treppe hätte ſchleich
hören.“ Da er ſich alſo dieſe Dinge ſchlechterdin
nicht aus natürlichen Urſachen zu erklären wuß
was Wunder, wenn der Gedanke, daß ſeine V
ſtorbene vielleicht daran Theil habe, ſich ihm wid
ſeinen Willen aufdrang? Nun konnte u
wollte er zwar dieſem Gedanken ohne die vollſtä
digſte Ueberzeugung kein Gehör geben: da er al
gleichwohl für die Unmöglichkeit einer ſolch
Erſcheinung keinen entſchiedenen Grund zu ha

glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen, bei dieſer Gelegenheit einen Verſuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald.

Wenn ich mich nicht ſchämte, daß verſtändige Leute, wie wir zu ſeyn glauben, ſich länger bei ſolchen Armſeligkeiten aufhalten ſollten, ſo hätte ich noch manches gegen die Abneigung unſers Filoſofen, ſich die Abenteuer dieſer Nacht aus natürlichen Urſachen zu erklären, einzuwenden. So beweiſen z. B. alle vergebliche Verſuche, die er angeſtellt, um noch einmal einen ſo hellklingenden Ton aus dem Alkovenfenſterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Urſache zufälliger Weiſe eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunſt nicht wieder zu bewirken iſt, kommen ſo häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre mehr davon zu ſagen. Eben ſo iſt es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienſtmagd, oder auch eine andre Perſon im Hauſe, ein eben ſo leiſes Gehör gehabt haben könnte als der Herr Doktor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er ſich etwa mit ſeiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. July und 1. Auguſt beſprochen; ſo daß Herr

W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber wenn wir auch so gefällig seyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, daß sel. Hannchen sey selbst der Spaßvogel gewesen, und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehmaligen Ehekonsorten gemacht; Sie sey es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt, und ihm, wie er sich im Bette von der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen haben; Sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und Sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte, und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere,

ihres Karakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde ſie wohl die treuherzige Frage, biſt du es, Hannchen? mit einem Eulenſpiegelſtückchen beantwortet haben? Oder würde ſie ihm nicht auf ſeine ſo ernſtliche und dringende Beſchwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigſtens ein chriſtliches Zeichen gegeben haben?

Selmar.

Ich bitte nicht zu vergeſſen, daß Herr D. W. nicht behauptet, daß ſeine verſtorbene Frau die Urheberin der ſonderbaren Dinge geweſen ſey, die ihm in jenen drei Nächten aufſtießen. Er findet dieſe Dinge bloß unerklärbar, und wenn er für möglich anzunehmen ſcheint, daß die Verſtorbene dabei geſchäftig geweſen, ſo ſollten wir vielmehr ſeine Einbildungskraft, die es ihm vorſpiegelt, als ſeinen Verſtand, der ihr widerſpricht, deßwegen in Anſpruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Fakta, wie er ſie aufs genaueſte beobachtet zu haben ſich bewußt iſt, und geſteht nur, daß ſie ihm unbegreiflich ſind.

Wilibald.

Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich ſtarken Geiſt gelten möchte, der durch nichts aus ſeiner Faſſung zu bringen iſt, und ſich nur auf hand-

könnten?

Selmar.

In der That ſcheint dieß, wenigſtens in der [illegible] zwiſchen dem 2. und 3. Auguſt, der Fall geweſen ſeyn. Aber ſchon am folgenden Nachmittag hatte dieſe kleine Anwandlung von menſchlicher Schwachheit ſo völlig wieder überwunden, daß er ſeinen vertrauten Freund, den Advokaten K., aufs poſitivſte verſicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anweſenheit ſeiner Gemahlin halten: nur unzweideutiger, untrüglichere, ganz ſichere könnten ihn davon überzeugen; Sie müßte ihm NB. in eigner Perſon erſcheinen und mit ihm reden.

Wilibald.

Gleichwohl iſt aus dem unmittelbar folgenden klar, daß er ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht

wußte was er *wollte*. Er verſichert den Advokaten K. (deſſen kind*iſche* Geſpenſterfurcht mit der prahleriſchen Herzhaftigkeit unſers Filoſofen ſehr komiſch kontraſtiert) „daß er zwar, wie bisher ſo auch künftig, in allen Fällen vorſichtig und behutſam, aber „auch unerſchrocken, muthig und entſchloſſen ſeyn „werde, und daher dieſen Abend in derſelben Kammer und in demſelben Bette, worin ſeine Frau „geſtorben, ganz ruhig zu ſchlafen gedenke, indem „er verſichert ſey, daß ihr Geiſt die Erde verlaſſen habe, um dieſelbe niemals wieder zu begrüßen. Indeſſen ſollte ihm doch ihre „Erſcheinung das größte Vergnügen machen, weil „dadurch ſein Wunſch erfüllt würde, ſich auch als „Filoſof auf immer von der perſönlichen Fortdauer unſers Geiſtes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten ſey da ohnehin nichts, weil „Sie ihm, ſelbſt bei einer handgreiflichen „Erſcheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, „es auch nicht vermöchte, da ſie (wie er „glaubte) ihm in keiner andern als in Geſtalt eines „körperloſen Schattens und bloß luftigen Weſens erſcheinen könnte.“ „Doch, ich werde „(ſetzt er ſogleich hinzu) nichts von dem allen ſehen, „empfinden, erfahren, ſondern vortrefflich ſchlafen, „und bloß im Traume mich ſehr angenehm „mit der Verblichenen kindlich unterhalten, nur im Traume ſie erblicken und vielleicht

»gar umarmen; nur auf diese Art wird sie mir
»erscheinen; sonst glaube ich an keine andere Wie-
»dererscheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich
»warten müßte.« Die Erfahrung rechtfertigte seine
Voraussehung: er schlief in Hannchens Sterbebette
so gut wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte;
auch erschien sie ihm im Traume (was sie seit ihrem
Tode fast alle Nächte gethan hatte) und offenbarte
ihm (wie er sich ausdrückt) durch freundschaft-
lichen Umgang ihre liebevolle Gesinnung gegen
ihn. Eben dasselbe widerfuhr ihm auch in der fol-
genden Nacht; er schlief, bloß im lieblichen Traume
mit der »Verstorbenen auf die angenehmste Art be-
»schäftigt,« ungestört bis gegen fünf Uhr. Sollte
man nun nicht meinen, Herr W**l, so überzeugt
als er ist, daß seine Frau ihm auf keine andre Art
als im Traume erscheinen könne, und bei seiner
mehrmaligen Entschließung, ruhig abzuwarten, bis
sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreifli-
chen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man,
sage ich, nicht meinen, er werde sich nun, mit der
außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich s
viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinn
schlagen, sich den Kopf nicht vergebens »auf sein
Sofa mit ernsthaftem Nachdenken darüber« zerb
chen, und sich dadurch recht gestissentlich in dem e
gen Schwanken zwischen einem Glauben und ei
Unglauben, die einander immer wechselsweise

dementi geben, zu erhalten ſuchen? Aber theils ſein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, ſein tägliches Brot (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, ſich zu erkundigen was in der letzten Nacht vorgegangen und ihm mit ſeinem unermüdlichen Deraiſonniren den Kopf zu verwüſten, laſſen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geſchlafen, ohne (außer den „bloßen Traumbildern von der angenehmſten Art) durch irgend etwas geſtört worden zu „ſeyn," es endlich mit ihm zu neuen Erſcheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloßes Kinderſpiel ſind?

Blandine.

Wirklich? Du erregſt meine ganze Neugier, Bruder. Ich geſtehe meine Schwachheit; nächſt einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübſche Geſpenſtergeſchichte, zumahl wenn ſie mir die Haare ein wenig zu Berge ſtehen macht.

Wilibald.

So gut wird es dir hier ſchwerlich werden, liebe Blandine. Indeſſen behandelt doch Herr W**l die Sache ernſthaft genug, um uns zu reitzen, ein wenig genauer nachzuſehen, was an der Sache geweſen ſeyn könnte. Nachdem der Herr Doktor (wie geſagt)

in drei Nächten nichts außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apostrofiert er seine Verstorbene abermahls in einer Anrede, welche drei Seiten seines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig ist. Man sieht daraus (das gute Hannchen wenigstens müßte gar zu treuherzig gewesen seyn, wenn sie sich durch seine glatten Reden hätte verleiten lassen es nicht zu merken) daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er versichert sie zwar, als ein Mann der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdaurenden Leben ihres Geistes nicht zweifeln wolle, da sie selbst auf ihrem Sterbebette so fest davon überzeugt gewesen sey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Mensch, noch als Christ, aber leider! „als Filosof bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkührlich bemerke“ u. s. w. Gleichwohl „wolle er sich mit „dem erlebten (zu seiner Ueberzeugung freilich „nicht zureichenden) Fakto, „wenn es an„ders von ihr herrühren sollte,“ lieber begnügen, „als ihren Geist durch Bitten und Wünsche beunru„higen, ihm leibhaft und sinnlich wahrnehmbar zu „erscheinen. Er glaube nun auch die Unmöglichkeit „der Gewährung eines solchen Wunsches um so ge„wisser einzusehen, da er sich versichert halte, sie

„würde, wenn es in ihrer Macht ſtünde, ſolchen „aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfül„len, und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer un„ausſprechlichen Ergebenheit geben; zumal da er „nun bereits drei Nächte in ihrem Sterbebette gele„gen, ohne das Geringſte, außer ihrer Erſcheinung „in ſeinen Träumen, bemerkt zu haben.“ — In dieſer Gemüthsverfaſſung nahm er dann gleichſam auf immer Abſchied von ihr, mit der wiederholten Verſicherung, ſie auch nicht durch den leiſeſten Wunſch wieder in ihrer Seligkeit zu ſtören. „Jeder Gedanke daran“ (ſo beſchloß er ſeine lange und zärtliche Apoſtrofe an die ſanfte, gute, theure Seele) „ſoll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit „männlichem Nachdruck auf immer verbannt ſeyn!“ **Um dieſem löblichen Vorſatz deſto getreuer bleiben zu können, beſchloß er weislich, dieſe Nacht wieder in ſeinem eignen Bette vorn im Alkoven zu ſchlafen, und alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieſer Veränderung ſeiner Schlafſtätte merken, und nicht etwa irgend ein liſtiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich ſpielen könne.**

Blandine.

Er ſcheint alſo doch ſelbſt auf den Gedanken der Möglichkeit einer ſolchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu ſeyn?

Wilibald.

reichelte er sich, seine Maßregeln so gut
zu haben, daß er von dieser Seite ganz
könne. Er schlich sich gegen Mitternacht
: gewöhnlichen Schlafstätte, und „war
gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das ge-
räusch, Schleichen, und dergleichen bemer-
nnen."

Blandine.

eist Ihr etwas von diesem seltsamen Benehm
3 Mannes? Warum und zu welchem Ende
rsichts-Maßregeln, dieses stundenlange Lau-
wenn er nicht die mindeste nähere Aufforde-
halten? Drei Nächte hatte er ruhig und un-
in seines Hannchens Sterbebette geschlafen;
: also hoffen, daß es auch in den folgenden
würde; warum denn verändert er seine
itte? Und da er der Verewigten so feierlich
en hatte, jeden Gedanken an irgend
liche Offenbarung ihres Daseyns ganz und
verbannen: wozu braucht er denn ein
unde lang ganz Ohr zu seyn, und zu lau
o nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald.

iehst, Blandine, daß der gute Doktor, E
nännlich nachdrücklichen Entschluß und S

sprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des „vergeblichen Lauschens überdrüssig und (wie natür„lich) verlassen vom wohlthätigen Schlaf, sich, NB. „ohne dabei unaufmerksam auf irgend „etwas vor seinem Saale zu seyn, seinen „gelehrten Meditazionen überließ: siehe! da „kam es ihm, als er gerade eine höchst in„teressante Idee gefaßt hatte, vor, als „öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, wel„ches er (wohl zu merken!) vorher fest zugeschoben „hatte.“ Sogleich war er leise auf den Füßen horchte, schlich sich hinaus, und öffnete pfeilschnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber blieb alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch,“ setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein „schlauer Fuchs herum geschlichen wäre, (der „aber in diesem Hause gar nicht anzutreffen war) so „hätte ich denselben gewiß auf den knarrenden Trep„penstufen bemerken müssen und können.“

hl wieder auf dem

ar unſer Mann von
ntfernt. Ich ſchob,
r feſt zu, verwahrte
t gewiß vom Winde
emerkt haſt, noch jetzt

ne.

rhört, daß ein Wind,
ugeſchobenes Fenſter auf-
en Sie dazu, Selmar?

nar.

r kommt es unmöglich vor,
Wind das feſt zugeſchobene
uffchieben können.

ndine.

Wilibald.

So werden wir das Wunder entweder unerklärt laſſen, oder unſre Zuflucht, wo nicht zu einem herumſchleichenden ſchlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müſſen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hauſe, worin alle Thüren und Treppen knarren, beſſer kannte als unſer Doktor. Wenigſtens wunderts mich, wie der letztere, der ſich ſelbſt weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind ſey vermögend geweſen das Fenſterchen aufzuſchieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter geweſen ſeyn könnte? Wer mit dem angeſtrengteſten Lauſchen und Horchen einen ſo ſtarken Wind überhören kann, ſollte der nicht eben ſo leicht einen leiſen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können?

Blandine.

Man ſollt' es meinen.

Wilibald.

Wenn es die Verſtorbene war, die das Fenſterchen aufſchob, ſo iſt (wie Selmar ſelbſt geſteht) ſchlechterdings nicht abzuſehen, was ſie damit wollte? Hatte er ſich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn

nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn Sie sich ihm also gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte Sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine.

Es müßte nur seyn, weil Sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erfoderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinung vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Versuche und Uebungen braucht, bis sie sich dessen nach Willkühr zu bedienen wissen.

Selmar.

Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald.

Die Theorie, die du im Sinne haſt, und die er uns im Verfolg mit ſeiner gewohnten Redſeligkeit vorträgt, ſcheint dämahls nur noch als ein ungebildeter Embryo in ſeinem Kopfe gelegen zu haben; ſonſt würde er doch wohl das leiſe Aufſchieben des Fenſterchens eher ſeinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeſchrieben haben. Wie dem aber auch ſeyn möchte, genug er ſetzte ſich vor, den fatalen Vorfall möglichſt zu vergeſſen, verſchwieg ihn ſogar ſeinem Freunde K. abſichtlich und „markirte auch an dieſem Abend den Umſtand, daß er ſein Nachtlager abermahls vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgeſuchteſte Art," ungeachtet er ſich aufs vollkommenſte von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend Jemand in oder außer dem Hauſe ein muthwilliger Streich geſpielt werden könne.

Blandine.

Wozu alſo eine ſo außerordentliche Vorſicht?

Wilibald.

Vermuthlich glaubte er, man könne in einem ſolchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte ſich wenigſtens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauiſcher Vorſicht und Wachſamkeit

habe fehlen lassen, auf alle Weise sicher stellen. Aber alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war.“

Blandine.

Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald.

Und was würdest du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine.

Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doktors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald.

Man sollte denken, das wäre was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weise besitzt Herr D. W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann,

auch ein heftiges Temperament, das unte
gewiſſen Umſtänden, ſeinem eigenen Geſtändniß nach
wie ein Bergſtrom unaufhaltſam los-
bricht. Es iſt zu beklagen, daß dieſes ungeſtüme
Temperament gerade in dieſem Augenblick losbrach,
wo ruhige Aufmerkſamkeit dem Beobachter
ſo nothwendig geweſen wäre. Anſtatt den weitern
Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er
„Halt! und dieß ſo laut, daß ſein Mignon es hin-
„ten hörte und anſchlug. “ — Ich war (ſind ſeine
eignen Worte) mit geſpannter Aufmerkſam-
keit ſogleich mit allem verſehen (womit,
ſagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prü-
gel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) und
zur Saalthür hinaus, unterſuchte alles
vergeblich, ließ den Hund heraus — und
fand Nichts.

Selmar.

Aus dieſem Benehmen iſt, däucht mich, klar, daß
Herr W**l, Trotz ſeiner Ueberzeugung von der Un-
möglichkeit, daß ihm von irgend einem ſchlauen
Fuchs ein loſer Streich geſpielt werden könne,
einen geheimen Argwohn hegte, das Fenſterchen
könnte doch wohl von einem mit Fleiſch und Bein
bekleideten Geſpenſte geöffnet worden ſeyn.

Wilibald.

Aber auch in dieſem Fall würde er beſſer gethan

haben, anstatt so laut aufzuschreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten und zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeschobenen Fensterchens seyn möchten. Jetzt war es Zeit zum lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doktor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doktors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah, und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmerksamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lerm, den er machte, den behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine.

Es ist wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten,

ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm geſpielten künſtlichen Betrug zu erklären ſeyen oder nicht. Denn ſeine Verſicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und ſein feſter Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner, reichen nicht zu, einem ungläubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem ſeine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich geweſen war?

Wilibald.

„Verdrießlich (ſagt er) ging ich zur Ruhe, mit „dem feſten Vorſatz, nun vollends an nichts „mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu mer„ken, und in meinem Alkoven übrigens alles ru„hig abzuwarten, wenn ja irgend einmal „etwas ſich ereignen ſollte, welches doch unmög„lich von außen herrühren konnte, wenigſtens „von keinem Menſchen.“

Blandine.

Dieſen feſten Vorſatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er ſchon mehr als einmahl gefaßt und immer ſchlecht gehalten. Mir iſt unbegreiflich, wie ein ſo beſonnener Mann nicht wenigſtens nach dieſem neueſten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrſcheinlich gegen alle künf-

tige Beeinträchtigungen dieſer Art geſichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfenſterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeſchoben, ſo oft es von der unſichtbaren Hand aufgeſchoben worden war: aber was hatte das geholfen? An ſeiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette was man will, das Fenſterchen würde nicht wieder aufgeſchoben worden ſeyn.

Wilibald.

Sehr wahrſcheinlich; es ſey nun daß ein loſer Schelm oder das wohlſelige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigſtens zeigte ſichs, daß auch die letztere, da ſie ihm, in der zweiten Nacht auf dieſe, ſichtbar erſchien, nicht anders als durch das aufgeſchobene Fenſterchen herein kommen konnte.

Blandine.

Sie machte alſo doch endlich Ernſt aus der Sache? Das freut mich. Ich bin ſehr begierig zu hören, wie die liebe Dame ſich dabei benahm, ſie, die ihm bisher ſchon in Traumbildern von der angenehmſten Art ihre unausſprechliche Ergebenheit ſo oft bewieſen hatte.

Wilibald.

Vermuthlich brauchte ſie zu einer ſichtbaren Erſcheinung etwas mehr Anſtalten. Sie ließ ihn alſo

in der nächſtfolgenden Nacht ungeſtört, ſogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag ſchlafen. Unſer Mann war darüber ſo vergnügt, „daß er, um ſich „auf alle Art zu zerſtreuen, ſich von ſeinem Freunde „K. in Geſellſchaft führen ließ.“ Das Mittel ſchlug an. „Heiter, vergnügt und zerſtreut (ſind die eigenen Worte des Herrn Doktors), Sorgen und Kummer vergeſſen, aber nicht im Geringſten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauſcht, ſondern ſeelenvergnügt und bei vollem Verſtande kehrte „ich Abends nach Hauſe, und ſang mir zum Zeitvertreibe Höltys Aufruf zur Freude: Roſen „auf den Weg geſtreut und des Harms „vergeſſen, u. ſ. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne „an die Vergangenheit zu denken und mich um „irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine.

Hannchen war alſo damals, kaum vier Wochen ch ihrem Tode, ſchon rein aus ſeiner Erinnerung ggewiſcht. Das konnte ihr freilich nicht ſehr enehm ſeyn. Es ſollte mich nicht wundern, wenn ihn deßwegen ein wenig bei den Ohren gezupft e.

Wilibald.

o rachſüchtig war die gute anſpruchloſe Seele

nicht. Höre also was geschah, und erröthe über deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreie Doktor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt. —

Blandine.

Gelauscht? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte, und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an das schon zweimal wunderbarer Weise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald.

Wer wird auch einem Filosofen wie Herr W** so streng auf jedes Wort lauern, und bei allem immer nach dem warum fragen? Genug da er nicht einschlafen konnte, weil er einzuschlafen strebte und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, so lauschte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und siehe da, „bei völliger Stille der schweigenden Nacht öffnete sich auf einmahl sein Fensterchen deutlich, ein schwacher Strahl erhellte seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit erblickte er wirklich eine weißlichte Figur in Lebensgröße seiner ver-

Mann, dem vielleicht (wiewohl er ſich nicht merken läßt) eine Zauberlaterne ein ſeyn mochte, begnügte ſich nicht am bloßen er wollte durch handgreifliche Betaſtung Wirklichkeit dieſer Geſtalt ſeiner Gatt zeugt ſeyn, und „ſprang pfeilſchnell zu: aber noch ſchneller verſchwand ſie wie Nebel, als er ſie eben umfaſſen wollte.“

Blandine.

Das hätt' ich ihm vorherſagen können.

Selmar.

Gleichwohl begreife ich nicht, wie der

welchen Herr W**l selbst in Verdacht gehabt zu haben scheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, seine Zauberlaterne ins Spiel zu setzen.

Wilibald.

Ich muß gestehen, der rasche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach schon wieder wie ein Bergstrom los. Ein kaltblütiger besonnener Mann, dem es darum zu thun gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit ein Experiment anzustellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Gestalt scharf betrachtet, und da sie sprechen konnte, einige Fragen an sie gethan haben, um zu erfahren, ob sie auch hören könne. Er würde, anstatt Lerm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leisesten Bewegungen gespitzt und besonders auch die Art ihres Verschwindens genau beobachtet haben. Von allem diesem thut unser Filosof nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymfe, fällt er über die weißliche Figur, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher schon wissen konnte, und ergreift — Nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit voraussetzen, daß die lebensgroße Gestalt einer so ansehnlichen und robusten Frau, wie er uns die seinige durch den Advokaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben, noch aus irgend einem andern

...gegnen ſollte, gai
, ſchnurſtracks entgegen. Uebri
weitern Benehmen offenbar, daß
durch das plötzliche Verſchwinden der Ge
zu einiger Beſonnenheit kam, ſein erſte
war, der Spuk könnte doch wohl von irg
Geiſte mit Fleiſch und Bein herrühren. Un
von zu überzeugen und den leichtfertigen
wo möglich, auf der That zu ertappen, „
ſogleich mit der auf dem Kamin verſteckte
nenden Laterne und mit den Gerätl
ten zur Saalthür hinaus, und unterſuchte
gleitung des Mignons alles genau, n
feſten Entſchluß das äußerſte zu wager
den vorwitzigen Fuchs ſein...
bezahlen zu ...

Herr W**l durch die vorgenommene Visitazion vorausſo müssen wir auch als etwas sich von selbst verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden seyn mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt einen so unerschrocknen und hitzigen Mann wie unsern Doktor zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doktors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Sekunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur Eine Sekunde; aber —

Wilibald.

Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergeſſen den merkwürdigen Umſtand zu erwähnen, daß der Doktor, indem er eben die Geſtalt umfaſſen wollte, die aber unter ſeinen Händen wie ein leichter Nebel verſchwand, „etwas gleich einem elektriſchen ſtarken Schlag verſpürte, der (wie er ſagt) ſeinen ganzen Körper noch mehr erſchüttert haben würde, wenn ihn nicht ſeine Entſchloſſenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt ſtark emporgehalten hätte.“

Blandine.

Deſto beſſer für meine Rechnung! Denn du wirſt mir nicht abſtreiten können, daß dieſe gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um ſeinen ſo ſtark erſchütterten Körper emporzuhalten, wenigſtens wieder ein Paar Sekunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Sekunde erfodert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, ſich mit ſeiner auf dem Kamin verſteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen verſehen, und die verſchloßne Saalthür aufgemacht hatte: ſo wird man es ſchwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich dieſe Erſcheinung zuzuſchreiben geneigt bin, ſicherlich 20 bis 24 Sekunden Zeit hatte, ſich ſo unbemerkt, als ſie gekommen war wieder zurückzuziehen.

Wilibald.

Du merkest an dem sanften Kopfschütteln Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nich einleuchten will. In der That läßt sich ol nauere Lokalkenntnisse nicht wohl etwas besi über die hypothetische Möglichkeit oder Unmög einen solchen Streich glücklich auszuführen, l ten. In jedem Falle müßte der Mensch, i einem so handfesten und entschloßnen Manne W**l ein so gefährliches Spiel hätte treiben ein Wagehals von der ersten Größe gewesen Eine einzige Sekunde zu wenig Behendigkeit dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen „Er wäre zuverläßig ein Kind des Todes," s Herr Doktor zu seinem Freunde K. „Ent „sollt' er mir und meinem Hunde bei „nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten „Stelle empfindlich züchtigen, festhalten, u „möchte auch seyn wer er nur immer wollte, „wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur „renden Strafe gewiß überliefern."

Blandine.

Wie hart wohl die gebührende Stra dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem schen, der sich gegen die Majestät der Filoso sers Doktors so schwer versündigt hätte, zuer würde? Wenigstens würde sie gegen die

ſtrafe, womit ihm dieſer in der erſten Hitze drohte, vermuthlich ſehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein ſolcher im Spiele war, ohne Zweifel ſehr wohl, und gegen die Fäuſte der Filoſofen verließ er ſich, denk' ich, auf ſeine eigenen. Doch, ich bin von Herzen bereitwillig meine Hypotheſe aufzugeben, weil ihr Herren doch ſo viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns dann zur Erklärung der wunderbaren Erſcheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doktors, wenn man ihr auch alles übrige aufbürden wollte, kann doch wenigſtens das Alkovenfenſterchen nicht aufgeſchoben haben.

Selmar.

Da erwartete ich Sie, Blandine! Es iſt klar, daß wir gern oder ungern bekennen müſſen, der abgeſchiedene Geiſt der Frau Doktorin ſelbſt ſey der Urheber dieſer Erſcheinung geweſen. Kein viertes giebt es nicht; wir müßten denn nun den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald.

Das ſey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geiſt des ſeligen Hannchens —

Blandine.

Das Schlimme iſt nur, daß ich dabei noch viel

re Schwierigkeiten sehe, als bei der magischen
ie. Wenn Hannchens Geist in eigner Person
int, so wird es hoffentlich nicht weniger na-
ich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche
iche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft.
will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem
hligen Zustande ohne Wunder unter dieser
lt erscheinen können, sondern dieß muß auch
ine ihm geziemende und zweckmäßige
eschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht
n Kopf, daß die selige Frau das Alkovenfen-
n aufschieben mußte, um ihrem ungläubigen
einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu,
ie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte,
Körper haben mußte; aber von welcher Kon-
on der Körper gewesen seyn kann, in welchem
h ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden.
ätherischer war es nicht, sonst hätte er eben
gehindert durch die Glasscheiben gehen können
as Licht. War er aus bloßen Düften zusam-
geblasen (wie man aus dem Umstand schließen
, daß er dem über ihn herstürzenden Doktor wie
eichter Nebel entschwand) woher kam ihm so
Kraft, ein wohlverschloßnes Fenster aufzuschie-

Dazu gehört doch schon ein Körper von einer
chtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so
ihn der Doktor auch betasten können. Wenn
ngegen ein bloßes Duftgebilde war, wie

war es möglich, daß eine ſo lockere Scheingeſtalt vernehmlich reden konnte? Unſer Doktor ſcheint ſich in dieſem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verſchiedenſten Art zuſammen ſpielen müſſen, um nur die vier Worte „Karl ich bin unſterblich,“ vernehmlich auszuſprechen. Dieß iſt indeſſen noch nicht alles, was dieſe Erſcheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehemalige Mutterſprache noch nicht vergeſſen hat, mag ihr meinethalben von wakkern deutſchen Patrioten ſogar zum Verdienſt angerechnet werden: aber, wenn ſie denn noch immer deutſch ſprechen will, ſo ſollte ſie es wenigſtens ohne allzuderbe Sprachfehler ſprechen. Was für eine barbariſche Mundart mag das ſeyn, worin man ſagt: „erſt einſt werden wir uns wiederſehen.“ Und wie kann ſie das ſagen, da ſie ſich ja in dieſem nämlichen Augenblick wiederſehen?

Selmar.

Die Frau Doktorin ſcheint eine Liebhaberin dieſes erſt einſt geweſen zu ſeyn; denn ſie verſicherte ihren Gemahl ſchon auf dem Sterbebett zu zweien Mahlen, daß ſie ſich erſt einſt wiederſehen würden. Wofern übrigens dieſe Redensart auch undeutſch wäre, ſo ſcheint ſie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs

abzugeben. Denn wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige sich zweimahl auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine.

Bei meiner Art die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefodert gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doktor wohnt, Zutritt hatte, und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doktorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doktor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in allem diesem nichts unmögliches sehen

kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald.

Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivität auf sechs ganzen Oktavseiten mittheilt. „Gott! „(dachte er) sollte es möglich seyn, daß du, „ewigtheure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, „aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem „Tode an mich gedacht) dich vielleicht in dem „reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der „einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, „die dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o wie unaussprechlich müßte deine „Liebe gegen mich noch jetzt, und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! wie hoch „müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) „bei Gott angeschrieben stehen, damit dir

den [illegible]
en könnten, grau[illegible]
lich erſchienen ſeyn, dann
anzunehmen, daß unſre
enfalls fortlebten."

Blandine.

Die Leute müſſen keine Kinder gehabt haben, d
le eine ſo zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen

Witibald.

So ſcheint es aus allen Umſtänden. Ich
gehe mehrere andere Fragen dieſer Art — und
euch nur auf die häufigen vielleicht aufm
auf den ewigen Zweikampf zwiſcher
glauben, oder vielmehr die
beide nebeneinander f
wiederkehren

und Schwäche) nichts ſo ſehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geiſter- und Geſpenſter-Sehers zu erſcheinen, und für einen leichtglaubigen, mit altvetteliſchen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorſtellungsart befangenen Filiſter angeſehen zu werden. Offenbar iſt die Furcht vor einem ſolchen Verdacht die wahre Urſache, warum er ſich das Anſehen zu geben ſucht, er ſelbſt glaube nicht an die Realität der gehabten Erſcheinungen, wiewohl er ſein möglichſtes thut, die Leſer von derſelben zu überzeugen. Ueberdieß iſt es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzuſtellen, wobei er gegen Täuſchung, Uebereilung und Trugſchlüſſe nie zu viel auf ſeiner Hut ſeyn kann. Aus dieſer zweifachen Urſache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn ſogar da nicht verlaſſen, wo das Zeugniß ſeiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtſeyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich geweſen ſey, ihn, wie es ſcheint, zum Glauben zwingen ſollte.

Wilibald.

Das iſt es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unſer vermeinter Filoſof in einer ſeltſamen Selbſttäuſchung befangen ſeyn muß. Eines von beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er iſt gewiß, daß keine Täuſchung weder

„vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine „unbegreifliche Art dieß vergönnt worden wäre?“ — Mir, ich gestehe es, ist diese Apostrofe im Mund eines Filosofen noch viel unbegreiflicher als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine.

In meinen Augen ist sie das beste Porträt von unserm Doktor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen wie er leibt und lebt.

Wilibald.

Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden) dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bey mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen?“ —

Blandine.

Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald.

Wahrscheinlich würde jeder andere sich selbst dieser unbesonnenen Uebereilung wegen angeklagt und di

bitterſte Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, ſagt und handelt nicht leicht wie andre Leute. Immer völlig mit ſich ſelbſt zufrieden, expoſtulirt er lieber mit ſeiner Ewigtheuren, daß ſie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an ſie zu thun ſo ſehr gewünſcht hätte.

Blandine.

Die wünſchte ich doch ſelbſt zu hören!

Wilibald.

„Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen „gehabt! ſagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf „welchem Planeten, in welcher Sfäre vielleicht „dein Geiſt ſchwebt? Ob du wohl auch gar deine „beiden, dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den erſten ſchönen Mignon „wiedergefunden hätteſt, oder noch finden würdeſt, „von denen du ſo oft in deiner Krankheit träumteſt, „ſie wären auf deinem Bette herumgehüpft, um dich „zu holen, worüber du ſo ſehr erfreut warſt? Ob „ſie alſo auch wohl fortlebten?“

Blandine.

Das ſagt' er wirklich? —

Wilibald.

Und in vollem Ernſt, wie es ſcheint. Aber das

Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoffnung, daß die holden Geschöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest du mir jetzt „wirklich erschienen seyn, dann wäre es wohl mög„lich anzunehmen, daß unsre ehmaligen Lieblinge „ebenfalls fortlebten.“

Blandine.

Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald.

So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache euch nur auf die häufigen vielleicht aufmerksam, und auf den ewigen Zweikampf zwischen Glauben und Unglauben, oder vielmehr die seltsame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis sie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende ist vielleicht dieß alles bloße „Täuschung meiner Einbildungskraft“ zusammen fließen.

Selmar.

Wir wollen billig seyn, lieben Freunde. Es ist aus dem ganzen Buche, und besonders aus den Unterredungen des Doktors mit seinem Freunde K. ersichtlich, daß er (außer jedem Vorwurf von Uebereilung

und Schwäche) nichts ſo ſehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geiſter- und Geſpenſter-Sehers zu erſcheinen, und für einen leichtglaubigen, mit altvetteliſchen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorſtellungsart befangenen Filiſter angeſehen zu werden. Offenbar iſt die Furcht vor einem ſolchen Verdacht die wahre Urſache, warum er ſich das Anſehen zu geben ſucht, er ſelbſt glaube nicht an die Realität der gehabten Erſcheinungen, wiewohl er ſein möglichſtes thut, die Leſer von derſelben zu überzeugen. Ueberdieß iſt es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzuſtellen, wobei er gegen Täuſchung, Uebereilung und Trugſchlüſſe nie zu viel auf ſeiner Hut ſeyn kann. Aus dieſer zweifachen Urſache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn ſogar da nicht verlaſſen, wo das Zeugniß ſeiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtſeyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich geweſen ſey, ihn, wie es ſcheint, zum Glauben zwingen ſollte.

Wilibald.

Das iſt es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unſer vermeinter Filoſof in einer ſeltſamen Selbſttäuſchung befangen ſeyn muß. Eines von beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er iſt gewiß, daß keine Täuſchung weder

von innen noch außen bei der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blößen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am „Ende ist dieß alles bloße Täuschung meiner „Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber bei Gott! das konnt' es nicht seyn; „ich war vor jener Erscheinung so munter und wach „als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Sylbe an so etwas „dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die „vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich „konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst „täuschen noch auf irgend eine Art täuschen lassen. „Und gesetzt es hätte jemand seinen Scherz mit m'

„treiben wollen, ſo hätte er doch draußen ſelbſt „auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künſt„lichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und „dergleichen, dieſe, meiner verewigten Gattin im „Sarge ganz ähnliche, Geſtalt in leichtem Schim„mer, noch weniger aber gerade dieſe vernehmlichen „Worte hervorbringen, und ſo ganz die Stimme „meiner Gattin dabei nachahmen, am wenig„ſten aber von mir unbemerkt bleiben kön„nen, da ich ganz Ohr war, alles ſogleich aufs „genaueſte unterſuchte, ohne daß hiebei abermals der „Mignon gebellt hätte. Alſo vor Selbſttäuſchung „bin ich eben ſo feſt geſichert, als vor fremder Hin„tergehung.“— Und was iſt nun das Reſultat dieſer Ueberzeugung bei unſerm Filoſofen? „Doch wollt' „ich, ſagt er, lieber eines von beiden, als ſo etwas „mir ganz unbegreifliches annehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie vieles iſt in der Natur, oder, richtiger zu reden, iſt denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das unbegreiflichſte indeſſen dürfte doch ſeyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine ſehr begreifliche Art hätte zugehen können. Vorausgeſetzt, daß eine ſogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfenſterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verſtänd-

lich erklären ließe.

des Doktors, in dem ge[illegible]
der Verſtorbenen ähnliche Geſtalt ſo unve
darſtellte und ihn mit leiſer aber vernehmlich
Stimme ſeiner Gattin ähnlicher Stimme a
ſo ganz müßig geblieben, und dem Künſtler,
des hervorbrachte, nicht ein wenig nachge
habe, das muß ein Mann, der ſich auf ſeine
logie ſo viel zu gute thut, weder ſich ſel
andern weiß machen wollen; zumal da d
Erſcheinung ſo ſchnell wieder verſchwand, d
möglich Zeit haben konnte, den Grad der
keit und das, was ſeine Einbildung un
dazu beitrug, ſo genau abzumeſſen. Da
[illegible] bei dem vorliegenden F

„irgend einer Art halten. Um alſo recht ſicher „zu gehen, iſt nun das beſte Mittel, munter zu „bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wiſſen„ſchaftliches Werk zu leſen, deſſen anziehlicher „Inhalt mich nicht zum Einſchlummern kommen läßt. „Noch ſicherer iſt es aber, ich ſchreibe auch dieſen Vorfall mit Kreide ſogleich auf dieſen „Tiſch.“

Blandine.

Federn, Tinte und Papier müſſen ſehr rar bei dem guten Manne ſeyn, daß er immer mit Kreide auf den Tiſch ſchreibt.

Wilibald.

Er zog nun ſogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin ſeines Wirthes und den übrigen Perſonen im Hauſe Erkundigung ein, ob ſie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringſte Spur entdecken, daß jemand im Hauſe von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wiſſe. Was kann er aus dieſem Umſtand ſchließen? Würde dieß nicht auch der Fall geweſen ſeyn, wenn eine von den Perſonen im Hauſe wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er ſchließt alſo nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder

Rede ſeyn? Doch [illegible] ſeiner a
Thatſache, daß ſein verſtorbenes Han
fortdaurendes Leben durch eine förmlich
zu wiſſen gemacht? Vor Selbſttäuſchun
er ſagt, ſo ſicher dabei als vor fremde
was bleibt alſo übrig als die Wahrhe
ten Erſcheinung? Wie will er ihr nähe
ers ſchon iſt? Er hat die Geſtalt der
geſehen; er hat ihre Stimme gehört;
vertraulich bei ſeinem Namen genannt,
ſichert, daß ſie unſterblich ſey, und da
wieder ſehen würden. Was will er m
ja, freilich will er mehr; er will auch
können, wie Hannchen es angeſtellt h

um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ohne ihn zu erſchrecken. Anfangs machte ſie bloß Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie ſie ſah, daß er nichts darauf gab, und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloßen Vermuthung, daß der Wind von Ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte ſie ihm ſchon näher auf den Leib: ſie verſuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: ſeine ſelige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anſtatt ihm auf ſein grobes Wer da? und die loſe Frage: Hannchen biſt du's? zu antworten, fuhr ſie durch das ſilberhell klirrende Alkovenfenſterchen nach dem Vorſaal hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräuſch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch dieſe Bethätigung ihres Daſeyns, des nachdrücklichſten Zuſpruchs ſeines würdigen Freundes K. ungeachtet, nichts bei ihm verfangen wollte, ging ſie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen geſtandene Fenſterchen indeſſen zugeſchoben; ſie ſchob es ganz leiſe wieder auf, und nahm ihre Zeit ſo gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Menſch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu ſpüren war, das

fgeſchoben habe. Nun ſah ſie ſich ge-
Sache ernſthafter anzugreifen. Sie ließ
hte vorübergehen, um ihm Zeit zu beſ-
zu geben, und in der dritten ſchob
rchen abermals auf, und ſtellte ihm
es ſchwachen Strahls, der den Alkoven
, eine ihr ähnliche weiſſe Figur in
ar, die ihn freundlich anredete, und
mehr zu ſagen bereit war, wenn er
ungeſtümes auf ſie Losſpringen augen-
r verſcheucht hätte. Sie durfte jetzt
g erwarten, daß ſie ihre wohlgemeinte
em Unglaubigen erreicht habe: aber
. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine
ſchung dabei habe vorgehen können,
doch hartnäckig auf der Meinung, daß
heit durch dieſe Erſcheinung nicht nur
näher gekommen ſey. Dieſer ſkeptiſche
tte vielleicht tauſend andre Frauen an
telle von einem fernern Verſuch abge-
dieſe treue Gattin trieb ihre beiſpiel-
weit, daß ſie ihm endlich ſogar bei
g erſchien. Er hatte ſich ſo eben nach
der Mittagsruhe zu pflegen, in ſeiner
auf den Sofa, „an eben der Stelle,
erewigte Gattin in den letzten Tagen
n Daſeyns, bevor ſie völlig bettlägr

„wurde, zu ſitzen pflegte, hingelegt.“ Hier ruhete er neben ſeinem Hunde, erſt ſeit einigen Minuten, mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sofa's, und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete ſich die Thür leiſe, und die Verewigte erſchien ihm in eben der Geſtalt, wie ehedem in der Nacht und wie ſie im Sarge ausſah, mit demſelben weiſſen Anzug und freundlichen Blick, und ſagte ihm leiſe, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unſterblich. Mehr vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis auf einſtiges Wiederſehen lebe wohl!“ Mit dieſem Worte verſchwand ſie vor ſeinen Augen, als er ſich eben aufrichten und ſich ihr nähern wollte, und während dieſer Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiederſehen ſeiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine.

Ich muß geſtehen, daß ſich das ganze Drama der Erſcheinungen der Frau Doktorin mit dieſer Schlußſcene auf eine ſehr anſtändige Art endigt. Aber wenn ich ſagen ſoll was ich denke, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß er dieſe letzte Erſcheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar.

Der Doktor verſichert ausdrücklich, daß ſie ih
in völlig wachendem Zuſtande wiederfahren ſey —

Wilibald.

Und beruft ſich, zum Beweis daß ſie unmög
lich bloße Täuſchung ſeiner Fantaſie habe ſey
können, auf ſeinen Hund, der ſich ſonſt auch g
täuſcht haben müßte.

Blandine.

Schade daß wir den Hund nicht konſtituiren un
fragen können, warum er mit dem Schwanze g
wedelt habe. Wenn übrigens eine Täuſchung hi
vorwaltete, ſo beſtand ſie bloß darin: daß der He
Doktor zu wachen vermeinte, da er do
träumte. Im Traum erſchien ihm ſeine Gattin
im Traum ſah er den Hund mit dem Schwan
wedeln. Oder ſollten die Naturkündiger wirkli
beweiſen können, es ſey unmöglich, zu träumen da
man wache und mit offnen Augen ſehe und hör
was man bloß im Traum ſieht und hört?

Wilibald.

Dieſe Unmöglichkeit iſt keinesweges zu beweiſe
und die Erfahrung ſtreitet für das Gegentheil. G

mag wohl wenige Menſchen geben, die di
rung nicht mehr als einmal in ihrem Leb
hätten. Nichts iſt natürlicher als daß He
indem er auf ſeinem Sofa die Sieſte hielt
merkt einſchlummerte, und alles, was er
erzählt, träumte, während er (wie alle Trä
zu wachen glaubte.

Blandine.

Auf alle Fälle däucht mir dieſe Art di
Erſcheinung der Dame W** l zu erklären viel
licher, als zu glauben, daß ſie ſolche in eigne
ſon bewerkſtelligt habe. Wäre das Letztere, n
hätte ſie nöthig gehabt zur Thür hereinzukom
da ſie wieder unſichtbar werden konnte, ohne
Thür hinauszugehen? Ein Geiſt, der die Thür
machen muß, wenn er mir erſcheinen will, ver
ſogleich allen Reſpekt bei mir. Und warum ſi
nicht vermögen, ihm mehr zu gaff
baren, als daß ſie unſterblich ſey? Das ſieht ei
Ausrede der Einbildungskraft ähnlich,
hier im Spiele war und freilich ſehr wohl wuß
daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter
als der Zuſtand der Seelen nach dem Tode, und d
alſo ihre Unwiſſenheit hinter eine geheimnißvoll
Riene zu verſtecken ſucht. Auch möchte ich woh
iſſen, warum die ſelige Frau gerade die Leichen

gestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukünden? Ich gestehe, daß ich mir kaum etwas grausenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder sollen wir glauben, diese Gestalt sey dermalen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht gestanden, sich ihm in einer tröstlichern darzustellen?

Wilibald.

Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doktors Platz gewesen, so würde mich eine solche Erscheinung, wenn ich sie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um so sonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß Er, der sich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge gesträubt hatte, gerade bei dieser Erscheinung, die ihn am meisten hätte befremden sollen, nicht den mindesten Zweifel äußert. Es wird aber sogleich begreiflich, sobald man weiß, daß er inzwischen seine Hypothese über den subtilen Körper, der mit dem Geiste als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt ist, so weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er sich nun die Sache vor

der Hand (wie er ſagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Faktum ſelbſt dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß, und, aufs gelindeſte zu urtheilen, höchſt unwahrſcheinlich, daß die ſelige Frau ihrem geweſenen Ehegemahl wirklich erſchienen ſey; oder (beſtimmter zu reden) daß ſie alle die ſeltſamen Ereigniſſe, (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erſcheinung bei hellem Tage) in ſelbſteigner Perſon gewirkt habe: aber Herr W** l wenigſtens ſcheint hierüber, ſeitdem er ſich vermittelſt ſeiner Hypotheſe alles Geſchehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünſcht aber nun deſto eifriger, daß dieſe ihm äußerſt wichtig ſcheinende Sache auch von der ganzen Menſchheit dafür anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß ſeines Büchleins „alle Pſycho„logen und Anthropologen, Metafyſiker, Filoſofen, „Welt- und Menſchenkenner, Denker und wahrheit„liebende Menſchen, ihm nicht allein ihr ganz un„parteiiſches, reiflich überlegtes, auf ſichere Gründe „geſtütztes Urtheil über dieſes ſonderbare „Faktum, ſondern auch möglichſte Aufklärung und „freundſchaftliche Belehrung darüber unumwun„den mitzutheilen.“ — Er geht noch weiter; er hofft und erwartet ſogar, daß „der Menſchheit wohl„wollende Fürſten- und Regenten aller Art „ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich

Wilibald.

Wenigstens müßte er in dem Augenblick, da ihm dieſe ſeltſame Behauptung entfuhr, ſchon wieder vergeſſen haben, daß er unmittelbar vorher geſagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwiſſender „oder —“ (was dieſer Strich bedeute iſt leicht zu errathen) „könnte die Reinheit meiner Abſicht und „die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverläßigkeit „meiner Erzählung des erlebten und hier dargeſtell„ten Faktums verkennen, bezweifeln, ſich in „Vermuthungen, Andichtungen und An„ſchwärzungen verlieren.“

Blandine.

Ei, ei! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieſer Mann, der einen ſo handfeſten Glauben an ſich ſelbſt hat, jemals erfahren ſollte, was für profane Gedanken das Faktum, das ihm in einem ſo hohen Licht erſcheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch ſeyn, der die bloße unſchuldige Vermuthung, daß er ohne ſeine Schuld getäuſcht worden ſeyn könnte, mit Anſchwärzungen in dieſelbe Reihe ſtellt?

Wilibald.

Unglücklicher Weiſe glaubt der Mann, ſeine Ehre ſey ſo ſtark bei dieſer Sache intereſſirt, daß er, wenn

am Ende ein Verdacht von Selbſttäuſchung auf ihm erſitzen bliebe, „vor aller Welt beſchimpft „und mit hoher Indignazion von allen Wahrheit „liebenden und rechtſchaffnen Menſchen belegt wer„den müßte.“

Selmar.

Dieß könnte höchſtens der Fall ſeyn, wenn ihm bewieſen werden könnte, daß er, aus welcher Abſicht es auch ſeyn möchte, die ganze Erſcheinungsgeſchichte erdichtet habe. Aber vor dieſer Gefahr iſt er, dünkt mich, ſicher. Möchte er von der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von ſeiner eigenen Fantaſie getäuſcht worden, eben ſo ſicher ſeyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieſer Wunderdinge meinen ehmaligen Glauben ſehr geſchwächt hat.

Wilibald.

Wie ſollte ſie auch nicht, da der gute Doktor ſelbſt ſeiner Sache ſo wenig gewiß iſt, daß er — ſogar nachdem er von der Bewahrheitung dieſer Geſpenſtergeſchichte als von einer dem ganzen menſchlichen Geſchlecht äußerſt wichtigen Angelegenheit geſprochen und alle Regenten aufgefodert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite ſeines Buchs

noch immer als einen möglichen Fall voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen werden müssen. Dieß sagt er ausdrücklich, und spricht gleichwohl noch auf dem nämlichen Blatte von wiederholten Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen Statt gefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von Ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Fantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang, und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder wofern er seine Ursachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmalen er erkannt habe, daß sie wirklich von Ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommnung er sich so sehr

intereſſirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen, als bei ſeinen mühſamen Experimenten mit dem Alkovenfenſterchen.

Blandine.

Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Geſpenſterſtunde beinahe vorüber iſt?

Wilibald.

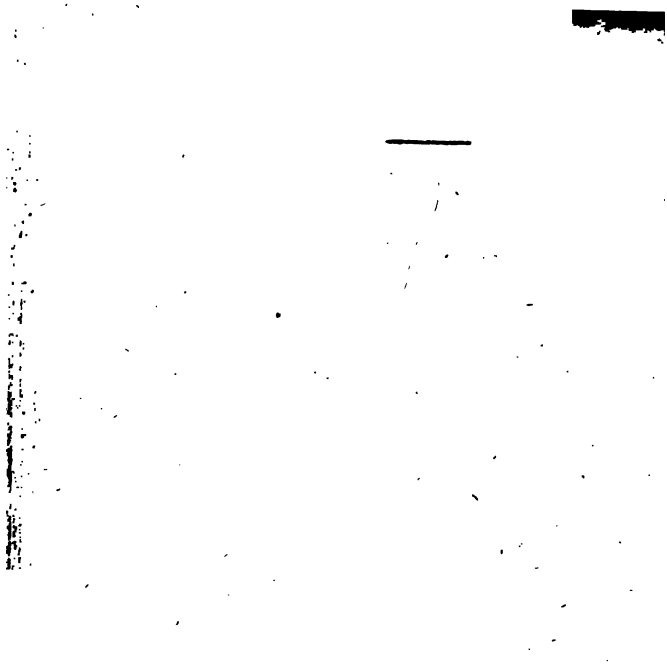
Wir haben alſo dem guten Doktor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht ſehr langweilig geweſen ſeyn muß; und das iſt mehr als ich von dem größern Theile ſeines Buches rühmen kann.

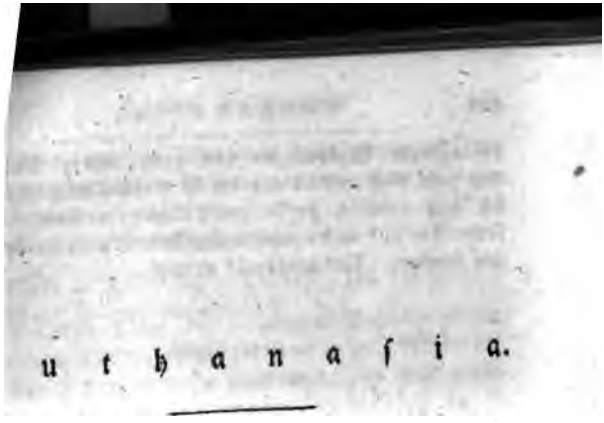
Selmar.

Indeſſen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei dir bedanken oder über dich beklagen ſoll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt, und mich aus dem Vortheil geſetzt haſt, wenigſtens Eine Geiſtererſcheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entſchiedenſten Gegner aller Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten nach dem hartnäckigſten Widerſtand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald.

Wenn dieſer Verluſt dein größter Kummer iſt, lieber Selmar, ſo habe ich dir zwei oder drei wohl-





u t h a n a ſ i a.

Zweites Geſpräch.

Das nächſte Mal, da die beiden Freunde wie
zuſammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibal
an ſein Verſprechen zu erinnern. Ich berge ni
ſagte er, daß ich noch ſtark an der Meinung har
daß eine über alle Möglichkeit von Täuſchung
weggeſetzte Erſcheinung eines Verſtorbenen ein gr
Gewinn für die Menſchheit wäre. Noch vor kur
ſtand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns
einer ſolchen Erſcheinungsgeſchichte beſchenkt h
Du haſt mir Zweifel gegen ſie beigebracht, die
nen Glauben an ſie gewaltig erſchüttert haben.
iſt alſo nicht mehr als billig, daß du mich für
nen Verluſt entſchädigeſt, und ich bin begierig
hören, wie du die Erwartung, in welche dein A
ſprechen mich geſetzt hat, zu befriedigen vermög
ſeyn wirſt.

Wilibald.

Ob eine über alle Zweifel weggeſetzte Geiſte
ſcheinung überall unter die möglichen Dinge geh
iſt eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt
dahin geſtellt ſeyn laſſen wollen. Ich verſprach

nur ein Paar Erzählungen aus dieſem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode ſeyn ſollten, als die W**lſche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geſchichten ſpielt der bekannte Schwediſche Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß vor mehr als dreyßig Jahren allenthalben von dieſen Anekdoten als von ganz neuerlich geſchehenen Dingen geſprochen wurde. Indeſſen, da mir die nähern Umſtände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer ſchwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in dieſen Tagen ganz unverhofft auf einen Gewährsmann geſtoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigſtens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es iſt kein geringerer als der Verfaſſer der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, u. ſ. w. der dieſe Anekdoten, ſo wie er ſie unmittelbar aus dem Munde der zunächſt dabei betroffnen Perſonen erhalten hatte, dem zweiten Bande des beſagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, ſo wie mehrere damalige Gelehrte ſeiner Nazion, während des Aufenthalts dieſer Königin zu Berlin öfters die Ehre von ihr zur Tafel und zu

ihren zwangfreien Abendgesellschaften gezoge
werden. Bei einer solchen Gelegenheit begab
daß die Rede auf den damals vielbesprochenen
sterseher Swedenborg fiel. Thiebault
sein Kollege Merian wünschten zu wissen, wa
Königin von diesem außerordentlichen Manne
Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erz
Thiebault folgende Anekdote, die er von dem
mals noch lebenden Preußischen Kammerherrn
gewesenen Minister in Holland und Frankreich,
ron von Ammon (der Französische Autor n
ihn d'Hamon) unmittelbar erhalten habe.
Schwager dieses Herrn von Ammon war vor ei
Zeit als Holländischer Gesandter zu Stockholm
lich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte
dortige Handlung der Wittwe, Schwester des b
ten Barons, die Rechnung für eine beträch
Tuchlieferung, welche sie an ihren verstorbenen
mahl noch zu fodern hätte. Die Dame gl
gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bei Lebzeiten
res Mannes schon bezahlt worden, konnte aber
glücklicher Weise die Quittung nirgends finden,
würde sich folglich, da die Rechnungsbücher
Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt
hen haben, noch einmal zu zahlen. In dieser
legenheit rieth man ihr, sich an Swedenbor
wenden, der, vermittelst seines freien Umgangs
den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich

ihrem Gemahl ſelbſt nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg verſprach ſein Beſtes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verſtorbene Geſandte habe die Quittung „wirklich an dem und dem Tage, zu der und der „Stunde in ſeinem Kabinett empfangen, als er eben „den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche „geleſen, und da er gleich darauf durch ein anderes „Geſchäft unterbrochen worden, habe er die Quit„tung, zum Zeichen wie weit er im Leſen gekommen, „in dem Buche liegen laſſen.“ Und hier fand ſie ſich denn auch wirklich, in dem angegebnen Theil und auf der angegebnen Seite. Die Königin (ſo fährt Herr Thiebault in ſeiner Erzählung fort) ſagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiebault ſo eben erwähnt habe, ſey eine von denen, die auch Ihr erzählt worden und die ihr am meiſten aufgefallen, ohne daß Sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen geſucht hätte, da Sie wenig geneigt ſey an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indeſſen habe Sie doch den Bergrath Swedenborg, den Sie von Perſon kenne, auf eine Probe ſtellen wollen. Wie er ſich alſo eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe Sie ihn auf die Seite genommen und ihn erſucht, er möchte ihren verſtorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo ſie ihn vor ihrer Abreiſe nach Stockholm

gesehen, gesagt habe? — Der Gegenstand dieser Frage sey so beschaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er Ihr gesagt, irgend einer andern Person habe wiedersagen können; und eben so wenig habe es Ihr selbst einfallen können, mit irgend jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da Sie eben beym Spiel gesessen, und habe Sie um eine besondere Audienz gebeten, worauf Sie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor jedermann sagen was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er Ihr wiederzusagen gekommen sey, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort habe sie gleich sehr unruhig gemacht; Sie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben, und den hier gegenwärtigen Schwedischen Reichsrath von Schwerin ersucht mit ihr zu kommen. Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst niemand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt, und sey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe: „Gnädigste Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bru„der, dem hochsel. Prinzen von Preußen das letzte „Lebewohl zu Charlottenburg gesagt, an dem und „dem Tag, in der und der Stunde Nachmittags; „wie Sie darauf über die lange Gallerie des Schloß„ses gingen, begegneten Sie ihm wieder, und da „nahm Er Sie bei der Hand, führte er sie an dieses

„und dieſes Fenſter, wo er von niemand als von „Ihnen gehört werden konnte, und ſagte Ihnen fol„gende Worte: —“— „Die Königin (fährt Herr Thiebault in ſeiner Erzählung fort) theilte uns dieſe Worte nicht mit, verſicherte aber, es wären eben dieſelben geweſen die ihr Bruder zu ihr geſprochen, und die ſie ſicherlich nicht vergeſſen habe; Sie ſetzte hinzu, es wäre ihr in ſelbem Augenblick beinahe übel geworden; auch forderte Sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der ſich begnügte in ſeinem gewöhnlichen lakoniſchen Stil zu ſagen: Madame, das alles iſt wahr, wenigſtens in dem was mich betrifft.“ — Hier, lieber Selmar, haſt du nun meine Anekdote aus der Geiſterwelt, und ich hoffe du wirſt gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame wie die ehemalige Königin Ulrike, welche die Sache als Ihr Selbſt begegnet bezeugt, und eines Mannes wie Thiebault, der ſie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar.

Bei Gott! das iſt eine erſtaunliche Geſchichte —

Blandine.

In der That etwas ganz unglaubliches, wenn es nicht von ſo unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald.

Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespenster-Historien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdaurenden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben, und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte filosofische Innung auffodert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter Schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Nahmen gemacht und in den ersten funfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden sey, und daß er, unter andern, auch die verstorbenen Menschen, in derselben Gestalt worin sie sich bey Leibesleben gezeigt, im Reich der Geister auffinden und sich von Angesicht zu Angesicht mit ihnen besprechen könne. Diesem Manne trägt seine Königin (um ihn auf eine Probe, bey welcher ihr kein Betrug möglich schien, zu stellen) auf, ihren verstorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr selbst und dem Verstor-

benen keine Seele wissen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und sagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umstände des Orts und der Zeit, was sie zu wissen verlangte. Er mußte es also nothwendig von dem Verstorbenen selbst vernommen haben: Er hatte ihn folglich gesehen und gesprochen: der Verstorbene lebte also noch in einer für uns andern unsichtbaren Welt fort, erinnerte sich noch genau der besondersten Umstände seines vorigen Lebens, und hatte folglich seine ganze Persönlichkeit behalten. Alles dieß ist gewiß und unläugbar, wofern es die Erzählung der Königin ist. Was können wir, billiger Weise, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wissen verlangen?

Blandine.

Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmal so viel davon weiß, noch gar viel mehr wissen möchte.

Selmar.

Dazu könnten also doch wohl die von D. W** l anempfohlnen Experimente dienlich seyn?

Wilibald.

Es ging einmal (ich erinnere mich nicht vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß

inem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn
on gediegenem Golde gewachsen sey. Gelehrte
ller Arten, Theologen, Filologen, Naturforscher,
lerzte und Chemiker beeiferten sich in die Wette die-
es Wunder zu erklären; es wurde viel darüber ge-
prochen, geschrieben und gestritten; eine Hypothese
erdrängte die andere, und der Knoten wurde immer
erwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflö-
ung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde
u werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter
Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theo-
og noch Filolog noch Mineralog war, auf den Ein-
ll: ob es nicht wohl gethan gewesen wäre, bevor
an sich mit Erklärung des goldnen Zahns so viele
ühe gegeben, dem wirklichen Daseyn desselben ge-
uer nachzufragen. Er that es, und es fand sich,
ß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen
n sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer
illigen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens
ein so natürlicher Zahn war, als alle übri-
— Wäre es nicht auch von uns wohlgethan,
wir, bevor wir uns über die von Swedenborg
idene Nord-West Einfahrt in die Geisterwelt
die daher zu hoffenden Entdekungen freuten,
llen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit
refdote selbst richtig sey?

Selmar.

Könnte eine so respektable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald.

Wenigstens scheint die Königin selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu seyn. „Tausend Dinge, sagte Sie zu den Herren Thiebault „und Merian, scheinen übernatürlich und sind uns „unerklärbar, weil wir nur die Resultate derselben „kennen; und Personen von Verstand, die das „Wunderbare lieben, profitieren davon, um sich in „einen außerordentlichen Ruf zu setzen. Herr Swe„denborg war ein gelehrter und in seinem Fache „sehr geschickter Mann; auch hat er immer für einen „rechtschaffenen Mann gegolten; ich begreife nicht „wie er dazu gekommen ist, etwas zu wissen was „niemand hätte wissen sollen; aber demungeachtet „glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit mei„nem verstorbenen Bruder gehabt habe.“ — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben so wenig als die Königin.

Blandine.

Was sagt denn Herr Thiebault dazu?

Wilibald.

Kein Wort.

Blandine.

Das ist der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen.

Wilibald.

Vermuthlich denkt er eben so davon wie die Königin.

Blandine.

Am Ende könnten Ihro Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn Sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif bloß darum erdichtet hätte, um die beiden Filosofen, die sich so ernstlich nach ihrer Meinung von einem Geisterseher erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar.

Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig gewesen, der Filosofie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine.

Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald.

So wenig als über den gemeinen Menschen.

verſtand, der, ungeachtet des unauslöſchlichen Hangs der Menſchheit zum Wunderbaren, und trotz der Millionen Zauber- und Geiſter-Mährchen, die ſeit Jahrtauſenden aus einem Mund in den andern übergegangen ſind, dennoch immer unverrückt ſeinem Glauben an die Natur treu geblieben iſt. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umſtänden unſers Lebens erwarten wir immer daß alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beſchwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Theſſalier ſo ſicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem erſten Viertel der Vollmond am Himmel zu ſehen ſeyn werde, und ſeit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Pallaſt oder Tempel, oder nur einen Gänſeſtall bauen wollte, ſich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit ſeinem Stab, oder mit einem einzigen Wort, alle ſieben Wunder der Welt aus Nichts hervorgehen laſſen kann: ſondern man ſtellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. ſ. w. an, wiewohl ſie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht ſoviel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im Perſiſchen Mährchen in wenigen Minuten. Eben ſo iſt es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erſcheinungen verſtorbener Menſchen. Es giebt keine Stadt, kein Dorf, kein ehmaliges Mönchs- oder Nonnen-Kloſter, kein alt

ß, keine alte noch neue Familie, worin ſich
e ſolche Wunderdinge zugetragen haben ſollten,
o ſchwerlich lebt, von den höchſten Klaſſen bis zu
en niedrigſten, eine Perſon in der Welt, die nicht
eine oder mehrere Geſchichten dieſer Art zu erzählen
hätte. Wahr iſts, diejenigen, die in ſelbſteigner Per-
ſon dergleichen Erſcheinungen gehabt zu haben ver-
ſichern, machen bei weitem die kleinſte Zahl aus;
hingegen betheuren alle übrigen, ihr Mährchen von
vollkommnen glaubwürdigen Augen- oder Ohren-
Zeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, ſo
müßte die Zahl derer, welchen ſolche Dinge begegnet
wären, unendlich groß ſeyn. Wenn nun alle dieſe
Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich
unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erſcheinun-
gen, denen ſie Zeugniß geben, weder Betrug noch
Täuſchung der Einbildungskraft zur Urſache hätten:
müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den
Geiſtern der Verſtorbenen umgeben ſind, daß ſie
mitten unter uns wohnen und ihr Weſen treiben,
daß ſie noch immer in Verbindung mit uns ſtehen
und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieſer
Glaube ſchon längſt allgemein feſtgeſetzt ſeyn, und
einen ſehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß
auf die Vorſtellungsart und die Handlungen der Le-
benden haben? Müßt' es uns nicht immer ſeyn, als
ob unſre Verſtorbenen noch lebten und alle Augen-
blicke wiederkommen könnten, uns über tauſend

Tode hätten ...
Swedenborg für ein beson[...]
Gott verliehenes Vorrecht hielt (die [...]
Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden,
nach ihrem und unserm Belieben, Umgang mit
zu pflegen) allen Menschen gemein seyn.
da uns kein Verstorbener sichtbar werden
wofern er nicht einen organischen Körpe[...]
der, wie fein auch der Grundstoff seyn mag,
genug ist, um von menschlichen Augen deutl[...]
sehen zu werden: so ist klar, daß z. B. der v[...]
bene Cajus, wofern er z. B. von mir g[...]
werden kann, allen andern, welche Aug[...]
sehen haben, eben so sichtbar seyn muß als mir.
da er mir nur vermittelst eines organischen K[...]
der der seinige, d. i. ein mit seiner Seele
vereinigtes Organ derselben, ist, sichtbar [...]
konnte: so ist nicht weniger klar, daß er i[...]
mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben
also immer in dem Falle seyn muß, von
mann gesehen werden zu können.

Blandine.

Es wäre denn, daß er sich vorsetzlich verstecken wollte.

Wilibald.

Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind, können oder werden sich doch nicht immer, wie die Maulwürfe in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter Tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur Eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder funfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein, ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt seyn sollten, die zur Sichtbarkeit besonders privilegiert wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermalen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwei bis drei hundert tausend Millionen sichtbarer Verstorbener bevölkert seyn, so daß auf Einen sichtbaren Lebenden wenigstens

zweihundert und funfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch wahrlich! beinahe soviel als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gas-Arten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber soviel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200 000'000 000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000'000 000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigen Subsistenz erforderlich ist.

Blandine.

Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben,

die großen Epidemien, z. B. das gelbe
u Malaga, woran die Menschen hinsterben
Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob
Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer
euren Masse von Verstorbenen zu theilen,
e Grund ist, warum die Dauer des mensch-
bens von einem Jahrtausend zum andern
bgenommen hat; da hingegen die Menschen
sten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl
torbenen noch sehr gering war, ihr Leben
cht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald.

e Vermuthung läßt sich hören, Blandine,
den Gönnern des Swedenborgischen Systems
villkommen seyn.

Blandine.

das Alles aber auch nicht wäre, so muß
gestehen, daß die Vorstellung, mitten in
fürchterlichen Gedränge von lebendigen
zu leben, etwas höchstwiderliches für mich
d wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig
das Leben gänzlich zu verleiden. Aber
in kein Mittel seyn, uns wenigstens die
asse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaf-
Da fällt mir zum Glück die Unterwelt

zweihundert und funfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch wahrlich! beinahe soviel als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gas-Arten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber soviel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200 000'000 000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000'000 000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigen Subsistenz erforderlich ist.

Blandine.

Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben,

nders die großen Epidemien, z. B. das gelbe er zu Malaga, woran die Menschen hinsterben die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer ngeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, wahre Grund ist, warum die Dauer des mensch- n Lebens von einem Jahrtausend zum andern hr abgenommen hat; da hingegen die Menschen n ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben uf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald.

Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems unwillkommen seyn.

Blandine.

Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in n so fürchterlichen Gedränge von lebendigen ten zu leben, etwas höchstwiderliches für mich und wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die e Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaf- — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt

der alten Griechen ein. Könnt' es dieſes in allem andern ſo finnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin ſie ihren Tartarus und ihr Elyſium ſetzten, Raum genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigſtens in der Vorausſetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald.

Genug, Standine, und ſchon zu viel in dieſem Ton, über etwas, worüber ſo Wenige Scherz verſtehen; wiewohl es unbefangenen Menſchen wirklich ſchwer wird, ernſthaft über einen Gegenſtand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten ſo viele Blößen giebt. Ich ſage alſo in ganzem Ernſt: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erſcheinung oder Unterredung eines Verſtorbenen mit einem Lebenden unwiderſprechlich zu erweiſen, ſo daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach deſſen Tode geſprochen, und von ihm erfahren hätte was dieſer Prinz mit der Königin Ulrike in geheim geredet habe; ſo würde aus dieſer Thatſache folgen: daß der beſagte Prinz nach ſeinem Tode als eben dieſelbe Perſon, die er vor demſelben war, im Geiſterreich fortgelebt, und in ſeinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, ſich mit einem noch

dieſem Erdenleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und dieſe beiden Reſultate würden, Trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen ſcheinen mögen, eben ſo gewiß ſeyn, als die Thatſache ſelbſt, wovon ſie unmittelbare Folgen ſind. Daß aber dieſe vorgebliche Thatſache, oder irgend eine andere dieſer Art, jemals zu einer ſolchen hiſtoriſchen Gewißheit zu bringen ſey, daß kein Vernünftiger ihr ſeinen Glauben verſagen könnte: dieß iſt was ich ſchlechterdings läugne.

Selmar.

Wie erklärſt du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwiſchen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald.

Ich befinde mich gänzlich in demſelben Fall wie dieſe Majeſtät ſelbſt; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verſtorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verſtorbenen wirklich geſprochen habe.

Selmar.

Die Königin müßte alſo (wie Blandine ſchon vermuthete) die ganze Geſchichte geradezu er — dichtet haben? —

der Swedenborg hätte auf n[illegible] die [illegible]
Wege die geheimen Worte [illegible] zu Charlotte
und dem Fenster der Gallerie zu Vorgeben,
ihr gesprochen erfahren, und hätte das Vorgeben,
erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag
aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu
haben, bloß erdichtet, oder, deutsch zu reden, erlo-
gen, um sich dadurch in den Kredit eines außeror-
dentlichen Mannes zu setzen, und sein vorgeblich
erhaltnes Vorrecht, zugleich in dieser und in der
unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffal-
lendes Faktum in den Augen des großen Haufens zu
begründen. Dieses letztere scheint auch die Meinung
der Königin gewesen zu seyn, und es muß ihr also
die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben,
wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte,
wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches
Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben
sey. In der That ist auch das unwahrscheinlichste
und unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus
dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben,
als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in
offenbarem Widerspruch steht.

Selmar.

[illegible]uch mit der Entdeckung der [illegible]

en Quittung die nämliche Bewandtniß gehabt ben?

Wilibald.

Ich sehe nicht, warum ich nicht soll annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weise gerade derjenige, der den Holländischen Gesandten beym Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sey, und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Lesen stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen, und des bemerkten sich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe: er begnügt sich beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sey, zu beantworten. Da die Meinung von seinem Umgang mit den Geistern damals in Stockholm bereits Kredit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf verlassen,

daß man dieſen Ereigniſſen die wunderbarſte Urſache unterlegen würde.

Selmar.

Du hältſt alſo, wie ich ſehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald.

Ich ſpreche nicht gern über außerordentliche Menſchen ab. Wer kann ſagen, was eine ſehr ſtarke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde etwas Außerordentliches zu ſeyn und zu ſcheinen vereinigt, bei dieſer oder jener einzelnen Perſon, für ſeltſame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar.

Und ſo wären wir denn, mit dieſen Swedenborgiſchen Anekdoten, wovon du mich ſo viel erwarten ließeſt, noch gerade da, wo uns die Erſcheinungen der Frau Doktorin W. gelaſſen haben?

Wilibald.

Mir iſt leid daß ich Ja ſagen muß. Indeſſen tröſte ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geſchichte, die in dieſes Fach gehört, nur ei

it weiter bringen würde. Denn, kurz und
ist unmöglich, daß ein Mensch, der sei-
nunft mächtig ist, wenn er selbst etwas die-
erfahren zu haben vermeint, sich von der
n Realität einer solchen Vision so völlig
e, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit
Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht
: von seinen Sinnen, oder von seiner Fan-
)er durch die Wirkung eines außerordentlichen
:s seines Nervensystems, oder durch fremden
en Betrug, oder auf irgend eine andere ihm
chliche Weise, getäuscht worden sey.
t Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch
: wirkliche Erscheinung seiner Frau
en hat, ein auffallendes Beispiel hievon? —
· könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch
Augenblick selbst, da wir von einem solchen
überrascht würden, nicht erwehren könnten
i Sinnen zu glauben: so ist doch der
t, den eine plötzlich erscheinende und eben so
ieder verschwindende, unbetastbare Nebelge-
f die Sinne machen kann, nicht stark genug,
)egen die Wirkung des Nachdenkens und
t lange aushalten könnte. Eine solche Er-
g ist eine isolirte Begebenheit, von einer
annten Ursache in den natürlichen Zusam-
z unsers Lebens eingeschoben, welcher da-
var auf einen Augenblick unterbrochen,

aber im geringsten nicht verändert wird. E
wie sie aus Nichts entstand, zerfließt sie wieder
Nichts, und läßt, gleich den Begebenheiten
Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem me
oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert a
das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurü
blieb, nach und nach von der Wärme seiner Farbe
und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endl
selbst an der objektiven Realität der gehabten E
scheinung zweifeln, und wenigstens ungewiß bleibe
ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofe
wir uns auch des letztern deutlich bewußt zu se
glaubten, dennoch nie mit uns selbst einig werd
können, welcher unbekannten Ursache wir das, w
wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, b
zumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst z. E
glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gew
zu seyn, daß eine verstorbene Person mir, bei voll
wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart, erschi
nen sei, würde ich darum bei andern verständig
und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glaub
finden? Sie würden meine Erzählung wie ein and
res Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, w
D. W** l, erböte, meine Aussage vor allen Geric
ten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so wür
ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewi
ken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissen
lich zu betrügen, frei sprächen; den Glauben, d

selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie beneh-
men können.

Selmar.

Leider scheinen mir die Gründe deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist doch, wie bei so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister- und Gespenster-Geschichten sich über den Erdboden verbreiten, und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Kultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf bloßen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt seyn. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art, wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegen kommen macht?

Wilibald.

Mir ists nicht unwahrscheinlich, daß ein solches

Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch v
zu wenig gekannten und erforschten Theil unsr
Natur, den man die Einbildungskraft nenn
schlummere, und vielleicht im Wachen sowohl als i
Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. J
dessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben
Dunklem. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüs
zu diesem Geheimniß näher als wir vermuthen.
Es ist eine alte, unzählige Mal gemachte Erfa
rung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mens
der durch irgend einen Zufall einer Hand, ein
Arms oder Fußes verlustig worden ist, auch ein du
kles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer
besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenbli
Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu verm
sen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, ve
möge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch d
Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher w
lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gele
haben, durch den Tod beraubt werden. Ein B
spiel das ich anführen könnte — überzeugt mich, d
Tausend Andere — oder vielmehr daß alle ni
ganz gefühllose Menschen in diesem Falle, mehr od
weniger — das Nämliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandin
da sie aus der veränderten Stimme und dem Stock
ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fall
würde fortzufahren, erlaube mir, daß ich mei

.e Erfahrung für dich reden lasse. Unser Freund
s, wie herzlich die Freundschaft war, die mich
n früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren
erewigten Schwester verband. Ohne den Umstand,
daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte, und end-
lich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heil-
kunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die
traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wech-
selnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Tren-
nung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde
es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich
gewesen seyn sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie
sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen.
Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten
strebte, erstickten auf einmal ihre Stimme, und die
wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft
auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzu-
reden. Gute Seele, sagte Wilibald, indem er ihr
mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — Schäme
dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon ge-
bildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich end-
lich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewe-
gung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtig-
sten Epoke meines Lebens in mir vorging, zu einem
Freunde wie Selmar reden zu können.

Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere, und vielleicht im Wachen sowohl als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben so Dunklem. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzählige Mal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Arms oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch der Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beispiel das ich anführen könnte — überzeugt mich, daß Tausend Andere — oder vielmehr daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle, mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine

eigene Erfahrung für dich reden lasse. Unser Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte, und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen seyn sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, sagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — Schäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoke meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar.

Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeinst.

Wilibald.

Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenen — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer wo nicht unmöglich ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkührlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Fantasie und der Urtheilskraft darzustellen; theils, weil alles, was sich auf das besondere und in seiner Art wo nicht einzige, doch gewiß höchstseltne Verhältniß, worin ich sechs und dreißig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanazion, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem

Gefühl, daß Sie lebe und mir nahe ſey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beſchäftigt war, wobei die Seele ganz in ſich ſelbſt geſammelt ſeyn muß, um alle ihre Kräfte deſto freier und harmoniſcher zuſammenſpielen zu laſſen. Dieſes Gefühl war ſehr verſchieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Perſon, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten wo wir ſie zu ſehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft vermiſſen macht. Dieſes letztere Gefühl iſt immer ſchmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, deſſen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuſchung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, Sie zu ſehen oder zu hören; aber mir war, Sie ſehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß Sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit Ihr, ohne des ewigen Monodroma's jemals müde zu werden. Sogar unter den litterariſchen Arbeiten, die mich im erſten halben Jahr den größten Theil des Tages über beſchäftigten, wurden Sie ſo oft apoſtrofirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringſten dadurch geſtört wurde. Im Gegentheil, dieſes Gefühl Ihrer geiſtigen

n a ſ i a.

auf mich, welche die Grie-
hauch einer Muſe zuſchrie-
Lebensgeiſter, und ſtärkte mei-
ger als mein Herz, kräftiger
; ja ich bin überzeugt, daß ich
ls nicht nur nichts erträgliches
dern das Daſeyn ſelbſt ſchwerlich
ten.

Selmar.

n meiſten wundert, iſt, daß bei einer
geſtimmung deine Fantaſie immer ſo
als du ſagſt, und dir die Freundin,
tbar immer ſo nahe war und ſo ſtark
kte, nie in ſichtbarer Geſtalt vor
e; da doch vielleicht nur ein einziger Grad
ſpannung dazu vonnöthen war.

Wilibald.

würde mich ſelbſt darüber wundern, wen
t zu den Eigenheiten meiner Einbildun
(die überhaupt nie ſehr feurig war) gehö
ſie mir die individuelle Geſichtsbildung
alt der Perſonen die ich am meiſten liebte
in meiner Jugend, nie ſo lebendig und
arfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, w
n Mahler geweſen wäre, nach dem Bilde,

von ihnen in der Fantaſie vorſchwebte, ein ſehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bei Ihr, die ich inniger als je eine andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich Sie ſo ſelten in Träumen ſah. Denn wiewohl mir ihre geiſtige Gegenwart ſehr wohlthätig war, ſo geſtehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; ſo daß ich Sie nicht ſelten mit dringenden Bitten beſtürmte, mir im Traum zu erſcheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit Sie wiederzuſehen ſey.

Selmar.

Hoffentlich ließ Sie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald.

Ich kann nicht ſagen daß Sie mir dieſe Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwieſen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichſtes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Fantaſie mit Erinnerungen an die ſchönſten Scenen unſers Lebens zu erwärmen ſuchte. Indeſſen ſtörte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl Ihrer unſichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum Sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn Sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, ſeit ihrem Ver-

schwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein Englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß Sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeder meiner bessern Gedanken Ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens Ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Gränzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor, und sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was

Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren
n und immer erfahren werden: nämlich, etwas
enigen sehr ähnlich, was jeder Mensch, der durch
Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat,
rt, indem er, wiewohl dieses Verlusts sich voll-
en bewußt, eine Zeitlang das verlorne Glied
mmer zu besitzen wähnt, und seines Irrthums
s nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird,
Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes
, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohn-
nz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt
Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch,
daß es eine eben so natürliche Grundlage
der Länge der Zeit so gemein gewordenen
an Geistererscheinungen habe werden kön-
eses Gefühl, oder, wenn du willst, dieser
liche Wahn, daß eine verstorbene Person
sey, leiht natürlicher Weise allen Erin-
an dieselbe einen höhern Grad von Leb-
und Wärme; beides spannt — und bei
gen oder nervenkranken Personen über-
auch wohl — die Einbildungskraft. Bei
umal zum Träumen ohnehin geneigten
ringt es öftere Träume hervor, worin
ne Person lebt und handelt; und so wie
hodämons Meinung) Träume die-
Kindesalter des menschlichen Geschlechts
Völkern die noch auf den untersten

ten der Bildung stehen, den Glauben an das
dauernde Leben der Verstorbenen im Lande
r Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnten
auch gar wohl den ersten Gespenstergeschich-
n das Daseyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, so bedurfte es,
um den Glauben an Geistererscheinungen zu begrün-
den, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo
der individuelle Nervenzustand bei Personen von
starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen
bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht
hatte. Leichtgläubigkeit und Hang zum Wunderba-
ren setzten dann solche vermeinte Ereignisse gar bald
in Umlauf, und sie erhielten, wie gewöhnlich, in
jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend
einen Zusatz, der sie geschickter machte Erstaunen
und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtig-
ten sich Schamanen, Priester, und religiöse
Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fund-
grube, und wußten sie auf mancherlei Weise zu
Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und
die Leidenschaften roher Menschen zu benutzen. Die
Geistererscheinungen wurden nun immer gemeiner;
viele brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte
Selbsttäuschung hervor: Tausende gewannen ihre
Gestalt bloß dadurch, daß sie, von Mund zu Mund
fortrollten, unvermerkt zu Volksmährchen wurden;
eicht die meisten, waren und sind noch jetzt

bloße Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen fantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Filosof Sukrates in Lucians Lügenfreund und der Filosof W**l in unsern Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbene Gattinnen bei hellem Tag erschienen sind.

Selmar.

Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müssen. Aber daß du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdaurenden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen,“ daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beinahe mehr als ich dir verzeihen kann.

Wilibald.

Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem Glauben erhöhen könntest, was würden dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar.

Du selbst hast ja gestanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald.

Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigstens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzuwahrscheinlich ist, daß etwas täuschendes darin war; ich will sagen, daß die Ursache davon bloß in mir selbst, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu suchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere Statt gefunden hätte, mit der Zeit immer schwächer geworden seyn? und würde es nicht, wenigstens zuweilen, in seiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar.

Warum dieß nicht geſchieht, davon ließe ſich eine ſehr natürliche Urſache angeben. Könnte Sie dir nicht Anfangs noch nahe geblieben ſeyn, und erſt eine geraume Zeit nachher eine Beſtimmung, die ſie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald.

Ich kann freilich nicht beweiſen, daß dieß ſchlechterdings unmöglich ſey; aber ich habe meine Urſachen es nicht zu glauben.

Selmar.

Zum Beiſpiel?

Wilibald.

Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt daß der Tod aller Gemeinſchaft und allen Verhältniſſen zwiſchen den Verſtorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine.

Der Himmel bewahre mich vor einer ſo troſtloſen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören ſollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hatteſt du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald.

Auch war es glücklich für mich daß ich ihn hat
Leider! beruhte er auf einer bloßen Täuschung; a
ohne dieſe Täuſchung würde ich vermuthlich
Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und
nem Freund zu unterhalten.

Selmar.

Mir geht es wie den Eiferſüchtigen, die nic
ſo ſehr fürchten, als die Zweifel, ſo man ihnen ge
die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, begie
zu ſehen, und dennoch nicht aufhören zu fragen
zu forſchen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in
Augen blitzt.

Wilibald.

Dieß iſt, denke ich, ein Zug, den du mit al
Sterblichen gemein haſt. Eine innere Nothwend
keit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu ſt
ben, auch wenn ſie unſern Neigungen und Wünſc
entgegen ſteht. Irrthum kann uns angenehm
ſeyn, aber nie befriedigen. Ich ſagte dir,
ſey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinſchaft z
ſchen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann a
auch von der Wahrheit eines Irrthums überze
ſeyn, und warum ſollte dieß nicht auch der Fall
mir ſeyn können? Höre alſo meine Gründe,
urtheile dann ſelbſt! Nur bitte ich, daß die R

nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweser des ganzen männlichen Geschlechts seyn kann. Denke dir also einen solchen Cajus, der mit Tausend anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraussetzen wollen) beim ersten Anblick für die einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach seinem Herzen sey; und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts, und war von allen Gebrechen, Unarten und Schwächen desselben frei. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels, und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleich heitre, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden, und ihre unendlichen Verdienste um ihn, hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte als sie zu verlieren. Ich setze alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt; gerade solche, von welchen man am sichersten hoffen

sollte, daß ihre Erinnerung und die davon untrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die hier bloß für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch bloß dadurch seyn, daß sie ein Weib war. Alle jene schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minnesänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehnfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu seyn, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieses individuelle Weib seyn das sie war; durch alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört Fannia zu seyn, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß ist Natur der Sache, und kann, Trotz allem was von und über die Platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders seyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was hätte Sie ihm ohne diese seyn können? — aber er liebte Fannions Seele, und diese, um alles für ihn zu seyn was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt seyn.

Selmar.

Alles dieß dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf noch fähig ist.

Wilibald.

Gut, lieber Selmar. Es ist dir also ohne Zweifel auch klar, daß wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts, oder in den vollkommensten aller Männer, oder in irgend ein andres Wesen verwandelt hätte, eben dasselbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären.

Selmar.

Nun sehe ich wo du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und alles was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen: die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammen schlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht wahr, dieß ist was du meinst?

Wilibald.

Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar.

Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehmaligen Leib verlassen hat, darum aufhören diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in seinem vorigen Leben am meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald.

Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was ist der Geist? im Menschen? gegen dich geltend machen; denn diese würde allem Filosofiren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun als wüßten wir so gut was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr seyn und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen noch hören; aber das Uebel ist gegenseitig, ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch ansprechen, denn er hat weder Augen noch Ohren noch Sprachorgane mehr. Demungeachtet würde er u

fehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ, und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar.

Das ist erbärmlich!

Blandine.

Geben Sie Sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem was er da sagt — Es kann unmöglich so seyn, und ich wette er glaubt es selbst nicht.

Wilibald.

Ruhig Blandine!

Blandine, zu Selmar.

Denken Sie nur an D. W**ls ätherisches Organ, das die Seele mit sich nimmt, indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablöst.

Selmar.

Beinahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Filosofen aller Zeiten der Seele einen solchen unsichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie

verläßt, und mittelst dessen sie immer hang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald.

Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als du und ich was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber es sey wie du willst! was gewinnen wir dabei? Fürs erste kann dieses unter keinen unsrer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unsrer Sinne wirken, und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber auch dieses fysische Unvermögen bei Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehlichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben seyn, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwi-

schen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab, und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er selbst aufhören wird zu seyn was er jetzt ist.

Blandine, mit Wärme.

Kannst du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald.

Ich muß.

Blandine.

Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftschlüsse. Es sagt mir daß sie nicht wahr sind, wiewohl ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit Einem Wort, ich fühl' es daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald.

Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen: — aber ich weiß leider! daß es bloße Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend, und nur wenige Augenblicke todt; der Eindruck der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert Millionen Mal stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlich zu,

das innere Gefühl, [illegible]
Millionen einzelner Dünſte in einem [illegible]
ſen, zuſammenfließen, (das Gefühl das uns ſagt
lebe) ein ſo mächtiges Uebergewicht für unſer
z hat.

Blandine.

Du biſt ein grauſamer Menſch!

Wilibald.

Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir ſelbſt eine tröſtliche Vorſtellung zu rauben, wenn es in meiner Willkühr ſtände anders zu denken? Aber gieb dich zufrieden, Liebe! Was dir das Reſultat meiner Schlüſſe ſo verhaßt macht, iſt bloßer Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, ſondern aus einem ſehr eigennützigen Gefühl entſpringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinſt, noch lebt und glücklicher iſt als wir, ob gleich das Wie von beiden außerhalb den Gränzen unſers Wiſſens liegt? Warum willſt du ihr noch immer wichtig genug ſeyn, daß ſie ſich mit dir beſchäftige?

Blandine.

Dafür könnt' ich einen ſehr guten Grund angeben — aber ich ſchweige.

Wilibald.

O, ich weiß recht gut, was du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen, oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar.

Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseyns dessen was er im Leben war, erfuhr, und that, durch den Tod verlustig werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit Einem Wort, daß er aufhöre die Person zu seyn die er war, und, wofern anders ein neues Daseyn für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu seyn anfange?

Wilibald.

Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen seyn; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unsers Geistes ergründet zu haben? Indessen läugne ich nicht, daß mir der Verlust der Erinnerung unsers vorigen Lebens

ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu seyn scheint.

Selmar.

Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn wofern es so ist wie du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr; denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas trostloseres seyn als dieser Glaube?

Blandine.

Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald.

Wer sagt daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine.

Keine Sofistereien, Wilibald! Was hälfe mirs,

meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald.

Lieben Kinder, ich sehe daß Ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste, scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsers Innern bedeckt? Wird dieser Anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unsers

Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich sich selbst überleben, und in einem Zustand, der nicht einmal den Namen des Vegetierens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgiebt, und das letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Kapital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unserer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es giebt auch überdieß gewisse Epoken im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal gesetzt sehen, von allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren

Schicksal es war in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen, und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das nämliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste Eine Epoke dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wohl niemand in seinem funfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl bloß Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern und andern mit unsrer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar.

Verzeihe wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtseyn unsrer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bei dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt, und sich von andern thierischen Wesen bloß durch höhere aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem allen ist der Abstand des

Kindes vom erwachenen vollständigen Menschen so groß, daß, meines Erachtens, von dem Verlust des Bewußtseyns unsrer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald.

Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nämlich aufs wenigste alle Kinder die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa läugnen, daß bei weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit, oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inkonsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben worein uns der Tod versetzt, wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß

genug iſt, das ganze Gemählde des kindiſchen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöſchen; wenn die bloße Verſetzung in einen von dem vorhergehenden ſehr verſchiedenen Zuſammenhang von Gegenſtänden, Verhältniſſen und Beſchäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend iſt, jenen in unſerm Geſichtskreiſe ſo weit zurückzurücken, daß wir uns ſeiner kaum lebhafter als eines Traumgeſichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieſelbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrſcheinlich werden wir uns unſers Menſchenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern; da uns der Tod des Organs beraubt, mit deſſen bloßer Verletzung, folglich um ſo gewiſſer mit deſſen gänzlichem Verluſt, dieſe ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unſre Vorſtellungen ſchöpfen und auf welche ſich alle unſre Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verſchwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel iſt, in welches die innere Beſchaffenheit des Gehirns, und deſſen was es zu Erzeugung unſrer ſinnlichen Vorſtellungen beiträgt, ſich unſern Forſchungen entzieht, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß es uns zu dieſen Vorſtellungen überhaupt unentbehrlich iſt, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anſchauungen und Gefühle, an welche die Beſinnung deſſen was wir

Kindes vom erwachsnen vollständigen Menschen so groß, daß, meines Erachtens, von dem Verlust des Bewußtseyns unsrer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald.

Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nämlich aufs wenigste alle Kinder die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa läugnen, daß bei weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit, oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inkonsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben worein uns der Tod versetzt, wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß

deſſen gänzl
Verluſt, dieſe ganze nnenwelt, aus welc
alle unſre Vorſtellungen ſchöpfen und auf we
alle unſre Gedanken und Kraftäußerungen b
auf einmal rein vor uns verſchwinden muß
undurchdringlich auch das Dunkel iſt, in wel
innere Beſchaffenheit des Gehirns, und
was es zu Erzeugung unſrer ſinnlichen Vorſte
beiträgt, ſich unſern Forſchungen entzieht,
doch ſo viel gewiß, daß es uns zu dieſen Vor
gen überhaupt unentbehrlich iſt, folglich
jeder Erinnerung ehmaliger Anſchauungen u
fühle, an welche die Beſinnung deſſen w

waren, oder, mit andern Worten, die innere Anſchauung des Zuſammenhangs zwiſchen unſerm gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden iſt.

Selmar.

Alles was du mit dieſem Räſonnement von mir erhalten kannſt, iſt, daß ich mich in meinem Glauben befeſtigt fühle, daß unſre Seele im Tode ein unſichtbares Organ mit ſich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch daſſelbe mit dem ganzen Nervenſyſtem in der engſten Verbindung ſtand. Angenommen daß dieſes ätheriſche Organ das wahre Sensorium der Seele ſey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorſtellungen in ſich enthalte, ſo dünkt mich ich begreife einigermaßen wie es möglich ſey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zuſammenhang ihrer Vorſtellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtſeyn deſſen was ſie in ihrem vorigen Leben geweſen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald.

Du beweiſeſt alſo das Daſeyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Perſönlichkeit ohne daſſelbe beweiſen zu können; und du beweiſeſt die Fortdauer der Perſönlichkeit aus dem Daſeyn dieſes Organs. Dieß ſcheint, mit deiner Erlaubniß, ei

Cirkel zu ſeyn, wodurch keines von beiden bewieſen wird. Wenn ich aber auch ſo gefällig ſeyn wollte dir das Daſeyn eines ſolchen Organs zuzugeben, ſo gewänneſt du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen ſo ſehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßteſt du außer Zweifel ſetzen können, daß dieſer ätheriſche Leib durch den Tod nicht paraliſiert und zu den Dienſten der Seele ungeſchickt gemacht worden ſey; was doch ſchon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten iſt; denn man hat Beiſpiele von Perſonen beides Geſchlechts, die auf dieſe Weiſe die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und alſo mit ihr einen Theil ihrer Perſönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar.

Vorausgeſetzt, daß der Seele ein unzerſtörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt auf immer zugegeben iſt, läßt ſich nicht zweifeln, daß es ſeiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geſchickt ſey ſeine Beſtimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beiſpielen, deren du erwähnſt, andere von bewährter Gewißheit entgegen ſetzen, wo, in einer gewiſſen Art von Verzückung, die Seele ſich zum Anſchaun überirdiſcher Gegenſtände erhoben und von unbeſchreiblichen Wonnegefühlen überſtrömt fühlte, wäh-

rend eine todtähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußern Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr, und so wie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu seyn versicherte, wiewohl sie keine Worte fand es zu beschreiben. Durch solche Beispiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu seyn, daß der Körper paralisiert und außer aller Thätigkeit gesetzt seyn könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deßwegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

Wilibald.

Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisazion unsers Körpers, die Natur unsers Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmal das Daseyn bekannt. Was für Resultate sollen also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können,

deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Faktums seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beispiel worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsre Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges Leben, oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergallerie beschauen: Alles was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunknen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedruckte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!

Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, a[illegible]eht; aber in die Tiefe will sich weder Herz noch Sinn durch eine bloß idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart und Nähe derselben; man möchte gern den seinen Verstorbenen noch immer gesehen, und gehört werden, und von dem Anth[illegible], den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz wir möchten, daß Alles noch so wäre als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und stufenweise sich vergröbernden Organe, durch welche er mit den sichtbaren verwebt war und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gefühlt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz er ist für uns eben soviel als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieser Bewandtniß bleibt freilich jedem die Freiheit unbenommen, sich zum

Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftiger Weise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wohl seyn uns in das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben, und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar.

Mich dünkt ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu seyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war, und das Bewußtseyn, daß ich noch dieselbe Person sey, verlieren sollte. Ich sehe ganz und gar keinen wahren Unterschied zwischen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Persönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Person beginnen mag?

Wilibald.

Ich will nicht ſchlechterdings behaupten, daß der Geiſt unmittelbar nach der Trennung vom Körper ſich nicht ſeiner ſelbſt bewußt ſeyn und einige Erinnerung aus ſeinem vorigen Zuſtande mit ſich nehme. Aber was mir gewiß ſcheint, iſt, daß dieſe Erinnerung ſich ſehr bald in ſeiner neuen Art zu ſeyn verlieren müſſe, weil alle die Fäden, worin ſie hing, abgeſchnitten ſind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, ſo ſehr verſchieden iſt, ſich natürlicher Weiſe ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigt.

Selmar.

Nur allzuwahrſcheinlich! Aber das iſt es eben was ich beklage.

Wilibald.

Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen iſt. Ich müßte mich ſehr irren, oder der wahre Grund, warum man ſich den Verluſt der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas ſo ſchreckliches vorſtellt, liegt in einem Trugſchluſſe, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts unglücklicheres wiederfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller

Bestimmung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Bloß darum weil dieser Verlust uns auf einmahl aus allen unsern Verhältnissen, aus unserm ganzen Wirkungskreise, aus allen unsern Verbindungen, Entwürfen, Bestrebungen und Erwartungen herauswirft, unserm Leben alles Interesse benimmt, und uns, mit Einem Wort, in den Zustand der ersten Kindheit zurücksetzt. Wahr ists, alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht eben dieselben. Der Mensch hat aufgehört; aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemeßnen, Zustand versetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn seyn könnte. Alle seine vormaligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; so wie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben, und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust. Denn da es nicht länger in seiner Gewalt ist, denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe stören als sein Glück erhöhen. Ueberhaupt was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth seyn möchte, ist so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel!

Das Andenken an begangene Fehler und Thorh
an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühu
vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften
Launen, wodurch wir uns an Andern und an
ſelbſt verſündigten, kann in dieſem Leben viel
einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und ga
nen. Sogar das Andenken an gelungene E
hungen und bewirktes Gutes würde nu
ſehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glück
keit eines Geiſtes ſeyn, deſſen Wahrheitsſinn,
allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorur
und der Leidenſchaften gereinigt, nun hell und
ter genug iſt Alles nach innerm Werthe zu
digen, und folglich einzuſehen, wie wenig
tes ſelbſt der beſte Menſch zu wirken vermag,
wenig auch von dieſem Wenigen auf ſeine
Rechnung kommt, wie viel falſcher Schein und
nerei ſelbſt in ſeinen Tugenden iſt, und wi
er Böſes gewirkt hat, wenn er Gutes zu ſ
wähnte.

Selmar.

Wenn wir denn auch von dieſer Seite nicht
lören, wer kann ſich an den troſtloſen Gedank
wöhnen, ſeine Geliebten in jenem Leben nicht
der zu finden? Wer kann der ſüßen Hoffnun
ſagen, ſie wieder zu erkennen, und ſich an

und mit ihnen eines schönern vollkommnern Daseyns zu erfreuen?

Blandine.

Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald.

Das Uebel, meine Lieben, ist nicht halb so groß als es Euch vorkommt. Setzen wir einmahl den Fall, zwei liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen, und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt, und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden, und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammen gebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß sie einander itzt, vielleicht schon auf den ersten Blick, oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausendmahl inniger lieb gewinnen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden sie

un etwa weniger Wohlgefallen an einander haben,
ind sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich füh-
len, weil sie vergessen hätten daß sie schon als kleine
Kinder mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblu-
men gepflückt, Kartenhäuschen zusammengebaut, ihre
Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrent-
wegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten, und
dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem
dermaligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zu-
wüchse, wenn sie sich dieser Kindereien noch erinner-
ten? Ihr seht daß dieß gerade der Fall mit allen,
die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben
vereinigt waren, seyn wird, wenn sie im künftig-
gen wieder zusammen gebracht werden; woran ich
nicht zweifle, und was wenigstens nichts unmög-
liches ist.

Blandine.

Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar.

Weil es dann einmal nicht anders seyn kann
gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem
lust der Freude, meine Geliebten dereinst wie
erkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freud
in unserm Erdeleben oft so unaussprechlich
ist es doch wol im Grunde bloß darum, w
noch Menschen sind, und durchs Wieder

den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dieß ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurück versetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

Ich hab' Elysiums Glück empfunden.
Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
Ist keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wieder gefunden hätten.

Wilibald.

Wenig andere haben wohl jene Wonne von welcher Alceste singt, in einem höhern Grad empfunden als ich selbst: denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das verschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, Admet in dem Singspiel, dessen du dich bei der Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befun-

, welche meinen Schmerz mehr durch ſtille Theil-
hme als unzeitige Tröſtungen zu lindern geſucht
tten; auf einmal wäre die Thür aufgegangen,
nd Sie, die wir alle für todt und begraben ge-
ten, wäre, wie von einer weiten Reiſe, friſch und
geſund zurückgekommen, und mit ihrem eigenſten
ſchönen Ausdruck der reinſten Freude und Liebe in
meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein
Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken
dieſes Augenblicks zu ſchildern. — Aber die wahre
Quelle deſſelben haſt du ganz richtig angegeben. Sel-
mar, und es wäre täuſchende Verwirrung reiner
menſchlicher Verhältniſſe mit reingeiſtigen
wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte
beim Wiederſehen in der Geiſterwelt Statt finden.

Blandine.

Dieſer Zuſatz iſt nicht dazu gemacht, uns
große Sehnſucht nach der Verſetzung unter die
ſter einzuflößen.

Wilibald.

Auch war er nicht zu dieſem Ende gemacht
Blandine.

Selmar.

Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich
erinnern, das meiner Aufmerkſamkeit nich

wiewohl es dir nur im Vorbeigehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmal in dem Falle befunden haben, die Erinnerung unsers vergangenen Zustandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen was du damit meintest?

Wilibald.

Bald hätte ich vergessen dieses Punktes wieder zu erwähnen: nicht als ob ich die Sache selbst für zweifelhaft hielte, sondern weil sie zur Begründung meiner Behauptung entbehrlich ist. Du bist doch auch der Meinung, Selmar, daß unsre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper schon da gewesen ist?

Selmar.

Ich gestehe daß ich mich über diesen Punkt immer mit dichterischen Fantasiespielen beholfen und nie ernsthaft darüber nachgedacht habe. Indessen da ich mir nicht vorstellen kann, daß Nichts zu Etwas werden oder das bloß idealische Daseyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daseyn genennt werden könne: so sehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unsre Seele schon vor unserm gegenwärtigen Leben existiert haben müsse.

Wilibald.

Wenn dieß iſt, ſo entſteht natürlicher Weiſe die Frage, wie ſie exiſtiert habe?

Selmar.

Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organiſchen Leibe. Denn hätte ſie jemals als reiner Geiſt exiſtiert, ſo wäre unbegreiflich was ſie geſündigt haben könnte, um eine ſo harte Strafe zu verdienen, wie die Einſperrung in einen irdiſchen Leib für einen ſolchen Geiſt ſeyn müßte; zumal da es offenbar ſcheint, daß alles fyſiſche und moraliſche Elend der Menſchheit eine natürliche Folge derſelben iſt.

Wilibald.

Die Unterſuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unſerm Wege führen. Aber vielleicht giebt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geiſter, d. i. ſolche, für welche keine materielle Welt vorhanden wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organiſchen Körper außer ſich wirken könnten? — Wie dem aber auch ſey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zuſtand unſrer Seele vor dieſem Leben, von welcher Beſchaffenheit er auch geweſen ſeyn mag, nicht die mindeſte Erinnerung haben; und ich ſehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns ſchon begegnet iſt, als wir einen

neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar.

Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Böswicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald.

Mir fällt hier der Apolog von einem frommen Muſelmänniſchen Derwiſch bei, der in einem Geicht eine majeſtätiſche Frau von koloſſaliſcher Größe nit einer flammenden Fackel in der einen Hand und inem Eimer voll Waſſers in der andern, aus den Volken herabſteigen ſah. Der Derwiſch erkühnte ich ſie zu fragen was ſie vorhabe? Ich gehe, ſagte le, mit dieſer Facket das Paradies in den Brand u ſtecken, und mit dieſem Waſſer das Höllenfeuer auszulöſchen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige ſey, was die Menſchen um Guten antreibe und vom Böſen zurückhalte. Dieſe Frau hatte ein ſehr gutes Werk vor, und deſto beſſer wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Fantaſie der Menſchen zu vertilgen. Denn die Furcht in jene, und das Verlangen n dieſes zu kommen, verändern nichts an der innern Beſchaffenheit des Gemüths, und nur der iſt ut, der es aus Liebe des Guten, oder (was ganz aſſelbe ſagt) aus reiner Liebe Gottes iſt. Unſchuld, Güte des Herzens und Rechtſchaffenheit des Lebens, ede Tugend und jede gute That, jedes Opfer das vir der Pflicht bringen, jede Beſiegung einer unedeln eidenſchaft, belohnt ſich ſelbſt, und begehrt keinen ndern Lohn.

Selmar.

Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald.

Giebt jedem was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar.

Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald.

Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar.

Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch giebt es Böse-wichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald.

Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir bloß gerecht zu seyn wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen,

der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsätzliche Bösewichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein ächter Patriot zu seyn wähnte; der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so wie er verfuhr verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger hundert Tausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibische Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bei weitem der größte Theil der

Menschen kann weder gut noch böse genennt werden: sie sind beides, aber weder das eine noch das andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Strohms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich das Uebel zu vergüten, und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden, und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um bei einem Erdbeben, von der Erde verschlungen, oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beispiele dieser Art, die

den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fodern, — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber wie groß diese Vergütung auch seyn möchte, kann sie machen daß ich nicht gelitten habe was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorstellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den übrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr als er schuldig noch mehr als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise

te begehrt und erwartet nie eine andere
ng; und daraus erkläre ich mir die ruhige
thigkeit, mit welcher Sokrates in der
des gewaltſamen Todes, den ſeine bethörten
r über ihn verhängten, ſich gegen ſeine
über Seyn und Nichtſeyn erklärt. Er
n einem Leben von ſiebenzig Jahren des
nug genoſſen zu haben, und unterwirft ſich
m unbekannten Naturgeſetze, Kraft deſſen
em Tode entweder Sokrates zu ſeyn aufhö-
r in einem neuen Leben, in der unſichtbaren
ıf eben die Art wie er es in dieſer war —
) ſelbſt und die Verbindung mit andern Wei-
Guten — glücklich ſeyn werde.

Selmar.

allem dem läßt ſich ſchwerlich läugnen, daß
ube, vom Bewußtſeyn unſrer Geſinnungen
ıdlungen in das künftige Leben begleitet zu
öfters ein wirkſames Mittel ſeyn kann, zum
ıufzumuntern oder vom Böſen zurückzuhal-
) ſollte uns nicht jedes, auch noch ſo gering
)e Mittel, das der Schwäche unſrer morali-
atur zu Hülfe kommt, heilig ſeyn?

Wilibald.

möchte dieß nicht ohne viele Einſchränkung
en; denn es würde ſonſt allen Arten von

frommen Täuschungen und Gaukeleien, deren man sich zu Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beilegst, etwas Unendlichkleines seyn. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen, nur sehr selten, und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt, und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar.

So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald.

Ich hoffe du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Ver-

nunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer, aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten als man sie gelten lassen will. Ich bin weit entfernt das ewige Leben unsers Geistes zu läugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich Euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich Euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und ächten Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadduceische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine.

Ich will im Voraus von ganzem Herzen auf di
sen Gewinn Verzicht [illegible] haben, wie groß er au
immer seyn mag; aber ich bin doch begierig zu hör
worin er bestehen kann.

Wilibald.

Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollstä
digen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit i
Ich will mich also bloß auf zwei oder drei Stü
einschränken, die in meinen Augen alle moralisch
Vortheile, welche der entgegenstehende Glaube n
immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar.

Laß hören, lieber Wilibald! Du spannst mei
Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald.

Und wenn ich Euch das Geheimniß entdeckt hab
werde, wird mirs damit gehen wie dem Columb
mit seinem auf die Spitze gestellten Ey. Sey
darum! die Sache bleibt was sie ist. Aber eins m
ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißve
ständnissen und nicht treffenden Einwürfen vorzube
gen. So oft die Frage ist, wie viel oder wen
moralischen Nutzen irgend ein Glaube [illegible] kön
kommen alle eigentlich böse, d. i. von [illegible] und a

verdorbene Menschen in gar keine Betrachtun
für diese kann nichts gleichgültiger seyn al
ses oder jenes System das wahre, dieser o
Glaube der rechte ist. Ihnen ist alles wa
ihren Leidenschaften schmeichelt, alles recht u
was ein Mittel ist ihrem Egoism die möglich
friedigung zu verschaffen; sie sind dermaßen i
und Wurzel verdorben, daß kein Glaube sie
besser noch schlimmer machen kann. Diese aber
die noch ganz rohe Menschenklasse, die wie alle a
Thiere bloß im Augenblick der Gegenwart lebt,
echnet, glaube ich daß meine folgende Behaup
en so ziemlich auf alle Menschen passen, wenn
uch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen W
ir auf die edleren und gebildetern Klassen anwe
r seyn sollten. Ich sage also, wenn die Mensch
1 jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätte
daß der Tod die letzte Linie und das eigentlic
)e ihres Menschenlebens sey, so würde diese
ube alle Bande der Liebe und Freundschaft, be
ers alle die engern und zärtlichern Verhältniss
hen Mann und Weib, Aeltern, Kinder und
wistern, stärker zusammen gezogen haben. Zum
ab kann uns hierin dienen was wir erfahren,
wir im Begriff sind uns von einem sehr
1 Freund ohne alle Hoffnung des Wiedersehens
nen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewiß-
ausehen, daß wir eine geliebte

kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders iſt uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Ausſicht ſchmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Intereſſe haben jetzt dieſe Perſonen, und alles was ſie ſagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch ſo geringe Beweis, den wir ihnen von unſrer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie ſorgſam ſuchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehmals ganze Tage werth iſt, zu benutzen, um jeden leiſeſten Wunſch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unluſt zu erſparen, jede Beſchwerde zu erleichtern! Alles das würde, in dieſem Grade wenigſtens, nicht Statt finden, wenn unſre Einbildung noch den unabſehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor ſich ausgedehnt zu ſehen wähnte, in welchen alle dieſe, jetzt in einen ſo engen Zeitraum zuſammengepreßten Aeußerungen unſrer Zärtlichkeit ſich vertheilen würden. Dieß letztere iſt nun der Fall, da ein leiſes, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menſchen ewig leben werden, unſer Daſeyn, unſre Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachläßig macht uns dieſes dumpfe Gefühl, welches uns um einen ſo großen Theil wahren Lebensgenuſſes betrügt, in Erſtattung von tauſend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth

des geselligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu seyn, oder sie mit unangenehmen Augenblicken zu verschonen, lassen wir entschlüpfen, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unser gegenwärtiges Daseyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrschende Gedanke daß wir unsre Lieben wiedersehen und wenigstens einen Theil der alten Verhältnisse mit ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsre zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunklen Gefühle würde und als solches im Grund unsrer Seele wirkte: alle unsre sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtlicher gegen andere, und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine

Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die meisten, die einer sehr geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzählige besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bei der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein Anderes in unsrer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit we

r wir jetzt ſo verſchwenderiſch umgehen? Was für n ganz anderes Maß für unſere Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von Jeher herrſchend geweſen wäre, in unſre gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unſern Augen erhalten, ſobald wir ihn als einen anſehnlichen Theil unſrer ſo enge beſchränkten und überdieß noch ungewiſſen Exiſtenz betrachteten? Was aber der wichtigſte von allen Vortheilen iſt, die jener Glaube ſchaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieſes kurze Daſeyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menſchheit verdient zu machen, und in allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu ſtreben, müßte die Gewißheit ſeyn, daß es für uns, als Menſchen, keine andere Unſterblichkeit gebe, als im Andenken unſrer Freunde und Zeitgenoſſen, — und da auch dieſe ſo vergänglich ſind wie wir ſelbſt — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie ausſterbenden Nachwelt fort zu leben; noch geliebt zu ſeyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr ſind, und durch das was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unſerm Tode, noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende, unter ihnen fort zu wirken. Wer mit den Schriften der Griechen und Römer vertraut iſt, weiß wie mächtig dieſer herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeiſterte, weil ſie das Leben im Herzen der Nachwelt

für die einzige Art von Unsterblichkeit halten, die wir in unsrer Gewalt haben und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dieß mag genug seyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Kapitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegnere Wünsche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sankzion der Gesetzgebung und Religion erhielte, und so mächtig genug würde, alle ihm entgegen stehende schimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar.

Wie kannst du hoffen, daß dieser Glaube jemals von der Religion werde unterstützt werden, da du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald.

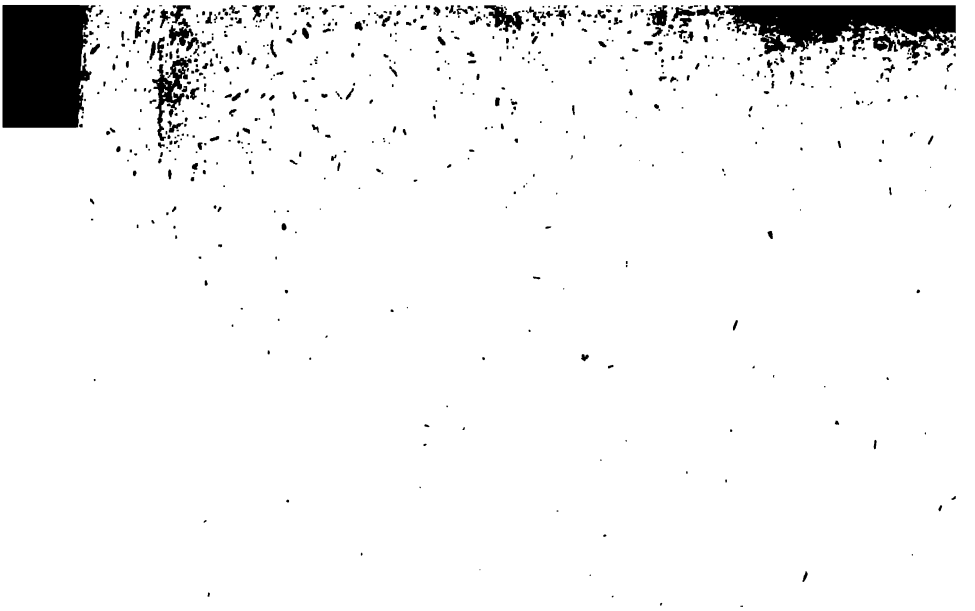
Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar, [illegible]

Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegnen Stufe zu einer höhern erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst, und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz, und wirkten, längere odere kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr, und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang' erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glü

lichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wi Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeiche böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und l lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasi

Drittes Gespräch.



Blandine. Wilibald.

Blandine.

Siehst du mirs nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald.

Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine.

Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von allem, was du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir deine Sofistereien (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht

mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen, oder wenigstens zu entkräften wären.

Willibald.

Nichts soll mir angenehmer seyn als wenn es dir gelungen ist. Ich hange, wie du weißt, nicht so fest an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine.

Aufrichtig zu seyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode, deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist sie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube wieder zurück; mir ist als habest du mir meine Zustimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört sich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und solle nicht seyn wie du sagst. Nun sinne ich von neuem auf Gründe meinen Glauben zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um sich wirft, aber wie ein Blitz wieder verschwindet, sobald ich ihn durch Worte fest halten will. Indessen finde ich das Gefühl, das sich dir entgegen stemmt, immer wieder in meinem innersten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft sie auch das [illegible] erneuern,

de doch immer den Sieg. Und dennoch kann
h nicht enthalten zu wünſchen, daß ſich ein
finden möchte, auch meinen Verſtand auf
zu beruhigen; was unfehlbar geſchähe, wenn
inen Schlüſſen etwas entgegen zu ſtellen hät-
as dem Glauben an die Fortdauer der Per-
eit wenigſtens einen hohen Grad von Wahr-
chkeit gäbe.

Wilibald.

chet ſo werdet ihr finden, liebe Blandine.
ht, wenn wir uns recht ernſtlich dazu halten,
ſich noch dieß und das. In der That gingen
) meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeu-
Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich
. Am Ende ſtützten ſie ſich bloß auf die Vor-
etzung, daß unſre Seele nach dem Tode
n ihren Wirkungen an eben dieſelben Bedin-
gebunden ſeyn werde, von welchen ſie in
m Leben gefeſſelt war. Aber wer bürgt uns
e Wahrheit dieſer Vorausſetzung? Oder wer
ſie beweiſen? Daraus, z. B. daß die Ver-
) oder gänzliche Zerſtörung gewiſſer Organe
Körpers den Verluſt des Gedächtniſſes nach
eht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele,
der Tod ſie von den Feſſeln des irdiſchen Lei-
freit hat, ſeiner Vermittlung zu Wiederbele-
oder Auffriſchung ihrer ehmaligen ſinnlichen und

geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht er
könne. Eben so kann die Erfahrung, die
häufig in diesem Leben machen, daß die Lä
Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und
tigungen die Bilder der Vergangenheit zum
aus unserm Gedächtniß verdrängen und auf
keineswegs einen überzeugenden Grund abgeb
eben dasselbe nothwendig Statt finden müsse
die eigenthümliche Denkkraft der Seele von
dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird
lich läßt sich auch das Daseyn eines mit
unzertrennlich vereinigten ätherischen
zwar nicht beweisen; aber es ist eben so
weislich, daß sie mit einem solchen Organ
versehen sey.

Blondine.

Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten
viel gewonnen, wenn wir irgend einen
dig machen könnten, uns das Daseyn eines
Seelen-Wagens (wie ihn Plato genannt
soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu
das Gegentheil.

Wilibald.

Stände uns nur der verwünschte Ekel
immer entgegen, den ich gestern schon

vorgeblichen Thatsachen, die in dieses Kapitel gehö-
ren, geltend gemacht habe.

Blandine.

Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten
daß sie wahr wären?

Wilibald.

Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe
Seele!

Blandine.

Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen
greifen wollen wie Doktor W**l!

Wilibald.

Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die
r mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel ist,
ich sie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit
eifeln kann.

Blandine.

O ich bitte dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald.

s werden nahezu funfzig Jahre seyn, als ich
nd meines langen Aufenthalts in H**** mit
delu Familie bekannt wurde, die in allen ihren

Gliedern aus eben so sonderbaren als achtun
gen Personen bestand. Ich werde dich viellei
andermal mit der ganzen Sippschaft bekannt m
jetzt mag es, um mich nicht zu weit von
Gegenstande zu verlieren, genug seyn, wenn
von der Dame, die in meiner Erzählung die
relle spielt, soviel vorläufiges sage, als mir
serm Verständniß des Folgenden nöthig schein
bin zwar nicht so glücklich gewesen sie von
zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe
ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; a
habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den
Quellen. Ueberhaupt war sie eine der außer
lichsten Personen ihres Geschlechts und ihre
was mit dem Umstand, daß sie der Welt imm
bekannt blieb, sehr wohl bestehen kann.
Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes U
wicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Lie
Lesen mystischer Schriften, und eine Kette von
dern, selten zusammen treffenden äußern Ums
vereinigten sich, eine ganz eigne Art von
und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundto
Karakters zu machen. Ich bezeichne die we
sten Züge desselben mit zwei Worten, wenn
sage, daß sie eine Geistesverwandtin der ber
Madame Guyon war, deren Schicksale und
sche Liebe zu Gott und dem Erzbischof von C
Fenelon dir nicht unbekannt sind. Wäre

Glied der Katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Heiligkeit gestorben, und jetzt vielleicht schon kanonisirt seyn.

Wie bei allen reinen Seelen dieser Klasse, war auch bei Ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverläugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Trieb allen Nothleidenden zu helfen ein so unbeschränktes Genüge zu thun als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenklasse am meisten bedarf, und, da sie alles unentgeltlich gab, rettete sie manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz, war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in

der strengsten Jahreszeit und bei dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlaßnen und an allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende alles dessen, was in solchen Fällen das nöthigste ist und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt, und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem allen seit mehrern Jahren mancherlei zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschloßnen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall, oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit sitzend,

auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin sie kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt, und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam, und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxysmus außerordentliche aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine.

Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeigehen Erwähnung thatest?

Wilibald.

Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche Anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt ziemlich gewohnt wurden, und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voran schicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlich-

ſten Perſonen gehörte, und daß von allem wunderbaren, was von ihr zu erzählen iſt, Sie Selbſt das allerwunderbarſte war.

Nahe an dem Orte, wo ſie ſich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem Fürſtlichen Stift **** abhängiges Kloſter von Benediktiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als ſogenanntem Pater domus, aus der Zahl ſeiner Konventualen mit einem Probſt, der über das Zeitliche des Kloſters die Aufſicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geiſtlichen Anliegenheiten der guten Mädchen beſorgt, verſehen wird. Seit mehrern Jahren hatte ein gewiſſer Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir ſein wahrer Name entfallen iſt) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln Niederländiſchen Familie ſtammte, und ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften, ſo wie eines unſträflichen Lebens wegen, in allgemeiner Achtung ſtand. Zwiſchen dieſem und dem Herrn von K. der als Herr von *** ein Lehensmann des beſagten Kloſters war, hatte ſich eine vertraute Freundſchaft entſponnen, an welcher die ganze Familie um ſo mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen paſſenden Geſellſchaft den Umgang mit einem Manne von ſo vielen Kenntniſſen und ſo gefälligen Sitten (nichts von ſeinem muſikaliſchen Talente zu ſagen) zu einem ſehr ſchätzbaren Vortheil für ſie machte. Kurz Pater Cajetan ward der Freund vom Hauſe, und, des

Unterschieds der Religion ungeachtet, von allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußten, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benediktiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen kraulichen Briefwechsel warm zu erhalten; der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie die nämliche Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrere Mal glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon, und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wenn sie sterben würde, ganz bestimmt voraus; doch mit dem ernstlichsten Verbot, Niemanden, selbst den Vater, nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert, und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug seinen Freund in

Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zu Folge) sterben sollte. Sie schien sich um vieles besser zu befinden, war sehr heiter, und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung, und erhielt dadurch die gelaßne Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf, und sagte mit einem ihr eignen holden Lächeln: Nun ists Zeit daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite, und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte, und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage, und (wie es sich in der

Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bei einer Studierlampe mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt, und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um, und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht, und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich aufs deutlichste bewußt daß er wacht, und die Gestalt seiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat; er untersucht die Pandore, und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden,

erhält die Nachricht von ihm, daß sie in eben derselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war. — Was sagst du nun zu dieser Anekdote, Schwester?

Blandine.

Gestehe mirs aufrichtig, bist du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald.

Du mußt nicht mehr von mir verlangen als ich gewähren kann. Ich habe sie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Diese war, zu der Zeit da sie mir bekannt und (wie ich nicht berge) sehr interessant wurde, eine gute unverfälschte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher sie wie eine Frucht am Zweige hing, eine starke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt, und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichterischen und mystischen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß sie mir nichts als die reine Wahrheit sagen wollte, d. i. kein Wort mehr als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt, und, allen Umständen nach, halten

mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die zuverläßige Wahrhaftigkeit des wackern Benediktiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumahl da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punkt hätte ziehen können. Dieß ist aber auch alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuschte sich die sterbende Frau von K. da sie ihrer Tochter sagte: sie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, da er plötzlich die Gestalt seiner Freundin vor sich zu sehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen worin die Sterbende ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Auf alle diese Fragen habe ich keine andre Antwort zu geben als den ewigen refrain der Zweifler: es ist mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine.

Ich dächte doch es ließe sich noch etwas Besseres darauf antworten. Wenn ich diesen Abend zu Louisen sagte: Morgen um fünf Uhr soll dein Vater einen frischen Strauß von Mayblümchen auf deinem Schreibtische finden, und du fändest um diese Zeit wirklich einen solchen Strauß auf deinem Tische, wirst du glauben, er sey durch einen bloßen Zufall

Wieland.

So rasch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen z. B. alle unsre gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und es sey nun, daß du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn daß dieß keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweises? Bei uns andern ist die Seele, so lange bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewohl unendlich feine Faden mit unserm Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein andres zu versetzen. Ich finde also das willkührliche Herausgeben der Seele unsrer Dame aus

ibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu
h; es wäre denn, daß du (mit deiner Er-
) an die Feenmährchen der Dame d'Annoy
die Kraft des Zauberwortes Quiribini

Blandine, lachend.

achst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und
icht sehr artig von dir. Könnte denn nicht
nde Frau von K. sich bereits vom Leibe so
gewunden haben, daß Sie, so zu sagen,
an einem einzigen, freilich ziemlich langen
ı ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie
nne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und
vieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald.

as Reißen dieses letzten Fadens vollends ab-
ı?

Blandine.

dings! Denn wenn Sie selbst ihn zerrissen
wäre das nicht wahrer Selbstmord gewe-
Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir
n dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald.

sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbe-

Wilibald.

ch geht es bei mir nicht, liebe Blandine;
i deinen Resultaten noch eine Menge un-
r Schwierigkeiten. So bestehen z. B. alle
rigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-
ch immer in ihrer vollen Kraft, und es sey
du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der
idigkeit angebildet haben soll, für ein Werk
tur oder für ein Kunstgebilde erklären
, so bleibt immer unbegreiflich, wie das
Organ oder die Seele selbst zu dem Natur-
en oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn
sich in wenigen Minuten mit einem solchen
zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist,
nd warum die Seele der Frau von K. das
rbare Vorrecht besessen haben sollte, nach
ben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder
i zurück zu kommen. Denn daß dieß keine
nschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf
wohl auch für dich keines Beweises? Bei uns
ern ist die Seele, so lange bis der wirkliche Tod
olgt, durch so starke, wiewohl unendlich feine
den mit unserm Leibe verwebt, daß es ihr, wie
rk und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben
ich wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne
ülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer
i ein andres zu versetzen. Ich finde also das will-
ührliche Herausgeben der Seele unsrer Dame aus

ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern gera
unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner
laubniß!) an die Feenmährchen der Dame d'An
und an die Kraft des Zauberwortes Quirib
glaubtest.

Blandine, lachend.

Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder,
das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn
die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leib
weit losgewunden haben, daß Sie, so zu sa
nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich lan
Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam
eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz
von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald.

Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends
zuwarten?

Blandine.

Allerdings! Denn wenn Sie selbst ihn zerr
hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord g
sen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen
denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald.

Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber

greifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatſache iſt, und folglich, wie wahr ſie auch ſeyn mag, keine Reſultate geben kann.

Blandine.

Das iſt recht ärgerlich! Ich möchte ſo gern was daraus ſchließen können.

Wilibald.

Es ließe ſich ja wohl noch ein und anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geiſt, unter gewiſſen beſondern Umſtänden, ohne an Raum und Zeit gebunden zu ſeyn, auf einen andern Geiſt wirken könne, und daß unſre Dame in dieſer Weiſe auf das Innerſte ihres Freundes gewirkt und ihre Geſtalt ſeiner Fantaſie vorgeſpiegelt habe.

Blandine.

Aber konnte ihr Geiſt auch eben ſo unmittelbar auf den Reſonanzboden ſeiner Pandore wirken?

Wilibald.

So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Auguſtinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, ſagt er irgendwo, iſt da wo ſie liebt.

Blandine.

Wenn dieß buchstäblich wahr wäre, Bruder, müßen wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wissen. In einem gewissen Sinn ist die Seele freilich nicht nur da, wo sie liebt, sondern auch da, wohin sie sich denkt. Wenn ich in Vossens Homer lese, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber diese Erklärungsart löset das Räthsel deiner Erscheinungsgeschichte nicht auf.

Wilibald.

Wir thun also wohl am besten, liebe Blandine, wenn wir uns unsere Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen, und uns darüber in unsern Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wissen können, uns vernünftiger Weise eben wenig kümmern sollte, als was der Mann im Mond (wenn einer ist und wenn er was zu essen nicht und hat) heute zu Mittag gegessen habe.

Blandine.

Es möchte angehen, wenn uns das Verlangen, wissen wie es mit denen die wir lieben, und mit uns selbst nach dem Tode stehen werde, nur nicht natürlich wäre.

Wilibald.

Natürlich? Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menschen gar nicht natürlich ist an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünstelten Begierden, die uns durch die Erziehung, und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft, worin wir leben, eingeprägt werden. Und doch denken wir, dieses fremden Einflusses ungeachtet, selten ernstlich und anhaltend an den Tod, und werden meistens von ihm überschlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine.

Wenn wir aber an ihn denken müssen — und dazu giebt es doch genug Veranlassungen — so wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald.

Und wer in der Welt sollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein so unschuldiges und gutes Wesen wie du? Denn ich wenigstens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unsere Fa-

nia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals gekommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornämlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nännten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuzieben, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe, den süßen Träumereien des Herzens und der Fantasie nachzuhängen, oder, mit Eduard Young, au

die erhabenſten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporſtrebenden Geiſtes zu horchen: aber von allem, was guten Menſchen gewiß iſt, das Gewiſſeſte, bleibt doch immer, daß ſie ſich nicht betrügen können, wenn ſie in ruhiger Ergebung und gleichſam mit geſchloßnen Augen, bis zum letzten Athemzug das Beſte hoffen.

Blandine.

Mein Herz ſagt mir, daß du Recht haſt, Bruder, — und dabei ſoll es für immer bleiben.

Anmerkungen.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

Wenn Wieland bei dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im J. 1797 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im J. 1787 geschrieben sey; so muß dieß bei einem wiederholten Abdruck im J. 1821 *) mancherlei Betrachtungen veranlassen; denn wem kann es gleichgiltig seyn, ob die, wahrscheinlich durch Französische Bulletins so beliebt gewordenen, retrograden Bewegungen, auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen alle, daß es vielen mit der Vernunft erging wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählig zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an

*) Nicht mehr noch — 1825?

Ort und Stelle ſind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, ſie wieder zur Mutter zurückzubringen. Andern, ſchon Erwachſenern, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wackere Meiſter Grübel erzählt. Er war ſo weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo ſich der Weg ſchied, und da er nun nicht wußte ob rechts oder links, und ihm dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht ſchneie, aber bald ſchneien könne; ſo hielt ers für viel ſicherer, lieber gerades Weges wieder umzukehren und ganz zu Hauſe zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die franzöſiſche Revoluzion und ihre Folgen eine bis zum Erſtaunen weit ausgebreitete Wirkſamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die meiſten ſtutzten, und ſtatt zu überlegen ob rechts oder links, fragten ſie: vor- oder rückwärts? Halb Europa ſteht bedenklich an dieſem Punkte ſtill, und manche ſind der Meinung, daß dies der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhniſch oder furchtſam bin ich aber nicht, denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftſcheu unſerer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrſchaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals geweſen iſt. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünſchen, daß (nach einer ſehr mißverſtandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter dem Ge-

horsam des Glaubens; wie Viele auch (vergessend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurücksehnen mögen, während Andere die Reformazion bald als einen Abfall von dem Christenthume, bald gar von dem — deutschen Reiche darstellen: so lange sie nicht bewerkstelligen können, daß Amerika nicht entdeckt ist, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben sind, daß Kopernikus, Galilei, Newton, Lavoisier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reisen und der Engländer Eroberungen in Ostindien nicht bekannter, historische Kritik nicht geübt worden ist, so lange ist auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menschen, bei denen die Fantasie statt der Vernunft, dunkle Gefühle statt heller Begriffe herrschen, wird es zu allen Zeiten geben: haben aber die, die wir aus der nächsten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufsehen erregt? Hat sich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber scheint freilich etwas als es sonst war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die sich selten gemacht haben, sind Sofisten getreten, die mit dialektisch-rhetorischen Kunststücken aller Art dem blos Positiven den Schein der Filosofie ankünstelten; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Positiven finden wollen; und selbst Regierungen sollen an der Zeit so irre geworden seyn, daß sie bei der Krisis derselben eine Neigung zu der alten Hierarchie

d Stelle ſind, und endlich auf halbem Wege
) bitten, ſie wieder zur Mutter zurückzukehren
lndern, ſchon Erwachſenern, ging es wie dem
der Fremde, von welchem der wackere Meis
übel erzählt. Er war ſo weit gegangen, bis
ine Stelle kam, wo ſich der Weg ſpaltete,
er nun nicht wußte ob rechts oder links,
n dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt
icht ſchneie, aber bald ſchneien könnte,
ers für viel ſicherer, lieber gerades Weges
umzukehren und ganz zu Hauſe zu bleiben.
argumentum ex tuto hat durch die franzöſ
levoluzion und ihre Folgen eine bis zum Ex
weit ausgebreitete Wirkſamkeit erhalten. Nur
von denen, die an den Scheideweg kamen,
Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu ge
ie meiſten ſtutzten, und ſtatt zu überlegen ob
)der links, fragten ſie: vor- oder rückwärts?
Europa ſteht bedenklich an dieſem Punkte ſtill,
anche ſind der Meinung, daß dies der Ver
nichts Gutes bedeute. So argwöhniſch oder
im bin ich aber nicht, denn es fehlt doch auch
l, daß die Vernunftſcheu unſerer Zeit allge
wäre, als die Herrſchaft der Vernunft oder
ur die Liebe zu ihr jemals geweſen iſt. Wie
auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu
en, daß (nach einer ſehr mißverſtandenen
) die Vernunft gefangen werde unter dem Ge-

horsam des Glaubens; wie Viele auch (vergessend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurücksehnen mögen, während Andere die Reformazion bald als einen Abfall von dem Christenthume, bald gar von dem — deutschen Reiche darstellen: so lange sie nicht bewerkstelligen können, daß Amerika nicht entdeckt ist, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben sind, daß Kopernikus, Galilei, Newton, Lavoisier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reisen und der Engländer Eroberungen in Ostindien nicht bekannter, historische Kritik nicht geübt worden ist, so lange ist auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menschen, bei denen die Fantasie statt der Vernunft, dunkle Gefühle statt heller Begriffe herrschen, wird es zu allen Zeiten geben: haben aber die, die wir aus der nächsten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufsehen erregt? Hat sich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber scheint freilich etwas als es sonst war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die sich selten gemacht haben, sind Sofisten getreten, die mit dialektisch-rhetorischen Kunststücken aller Art dem blos Positiven den Schein der Filosofie ankünstelten; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Positiven finden wollen; und selbst Regierungen sollen an der Zeit so irre geworden seyn, daß sie bei der Krisis derselben eine Neigung zu der alten Hierarchie

n hätten. Wenn nun dieſe alle ſich die
ten, könnte daraus nicht ein gefährliches
gegen die Vernunft entſtehen? — Aller-
ht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vor-
en, daß es nicht ſiegen werde. Die Ver-
lde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre
ornehme; denn was hat der guten Sache
nunft in unſerer Zeit geſchadet als dies?
t iſt zwar wohl vereinbar mit Begeiſterung,
ı ſo wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm
ıls mit dialektiſchen Fechterſtreichen (durch
in dem Schwarme ſeinen Vortheil abſieht);
Einfachheit, und in der Ueberzeugung,
wirkt, daß ſie nie eine andre als die gute
chte Sache führen könne, darin liegt ihre
Und ſo zeige ſie ſich in Wielands Abhand-
hmals, und wirke auch in unſerer Zeit —
kann; nach abermals 24 Jahren aber ent-
ıan darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer
ng aufmerkſam machte, weil er glaubte,
ere Zeit ſey in der Vernunft ſo weit vorge-
, daß ſie einer ſolchen Abhandlung gar nicht
)urft habe.

Sendschreiben des Verfassers.

S. 10. Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance, à l'occasion de la mort de Jean Calas. 1763. übersetzt von Riem, Berl. 1789. — Gleichzeitig mit dieser Schrift erschien aber eine andere unter dem Titel: L'accord de la Réligion et de l'Humanité, worin die Verfolgung der Ketzer, als Feinde Gottes, mit Stellen des alten Testamentes vertheidigt wurde. — Der Verfasser hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patristisches Dogma sey: würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Diese Frage muß jedem Verständigen ganz überflüssig scheinen, und würde es auch seyn, wenn es nicht eine Klasse von — protestantischen — Theologen gäbe, welche seit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufstutzung des Alten sucht, und unter dem Vorwande, das Positive zu stützen, dogmatisch aufstellt, was nur historisch aufgestellt werden dürfte. — Wohin führt aber dies? — Man denke an Herrn Claus Harms und seine 95 Theses!

Und lieferte nicht unsere Zeit zu jedem Beispiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Be-

lege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Chriſtenthum hinein oder aus der chriſtlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquiſizionsgericht ebenfalls wieder zum Vorſchein? Nur Ein Unterſchied ſcheint ſtatt zu finden, daß nämlich die Katholiken während dieſer Zeit toleranter geworden ſind als die Proteſtanten. Man denke nur an Wien und Baiern im Gegenſatz mancher Preußiſcher Synoden bei Gelegenheit der Vereinigung beider evangeliſchen Religionspartheyen! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannſchaft geſtellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Razionalismus bewieſen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlaſſung zu gegenſeitiger Toleranz gegeben als die unſrige? Im J. 1799 ſtand eine ruſſiſch-türkiſche Escadre vor Ancona zur Befreiung des Kirchenſtaates von katholiſchen Eroberern, und im J. 1814 waren es ein katholiſcher Kaiſer, ein Kaiſer von griechiſcher Religion und ein evangeliſcher König, die den Papſt nach Rom zurückorachten.

S. 12. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Wandalen, neue Sarazenen und Türken — Wer denkt hiebei nicht unwillkührlich an den jetzigen Kampf zwiſchen Griechen und Türken?

S. 12. Neue Gregore u. ſ. w. Gregorius

von Nazianz in Kappadozien, wo ſein Vater Biſchof, und in deſſen Nähe er zu Anfange des 4. Jahrhunderts geboren war, wurde ſelbſt mehrmals Biſchof, ja ſelbſt auf kurze Zeit Patriarch von Konſtantinopel, zog ſich aber immer wieder in die Stille zurück, um ruhiger ſeiner Wiſſenſchaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweiſe den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmteſten Kirchenlehrern. Seine erſte Bildung hatte er in Kappadozien und Paläſtina erhalten, nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie ſeine zahlreichen Schriften in Proſa und Verſen beweiſen. Unter den 15 Päpſten, welche Gregor hießen (Gregore von Rom), läßt Wieland dem Leſer die Wahl, in der Ueberzeugung, daß ſie kaum einen andern als den Erſten oder Siebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. Band 24. S. 165.) Wahrſcheinlich bezieht ſich auf jenen und dieſe nur der zweite Nachſatz, daß ſie die Welt in die finſtere Barbarei zurückgeſtürzt hätten, was ſich von Gregor von Nazianz ſchon inſofern behaupten ließe, als er oft ſehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffodert. Dies ſcheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er beſonders gereizt war, denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe ſo vernünftig als man nur vermag. Darum könnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart ſcheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an ſeine abergläubiſche Verehrung der Mönche, und

an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechiſchen Filoſofen wirft, oder gar an die allerdings eines Finſterlings würdige Antwort, die er dem Hieronimus auf deſſen Frage: was der After-Sabbath ſey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du ſollſt geſtehen, daß du wiſſeſt, was du nicht weißt, oder, falls du ſchwiegeſt, allein von allen für den Unwiſſenden gehalten werden.“ Hieronymus ſchildert ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dies das rechte Mittel ſey, um zu verfinſtern, beweiſen noch heutiges Tags manche Theologen und Filoſofen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum irgend ein Papſt größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen, und wenn wir anders meinen, gar — wie ein geſitteter Menſch nicht nachſagt.

S. 13. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt ſeinen Landsleuten einen Traum, den er in ſeinem Knabenalter geträumt zu haben vorgiebt, und wodurch er beſtimmt worden ſey, bei der Wahl ſeiner künftigen Lebensweiſe ſich für die Pädeia zu entſcheiden, d. i. für die durch Wiſſenſchaft zu erlangende Bildung. Pädeia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter ſich ſah, und überall etwas

)erunter ſtreute, wie ein zweiter Triptolemus. Dieſer Königsſohn von Eleuſis war ein Günſtling)er Ceres und ein Apoſtel ihrer auf Ackerbau gegrün-)eten Religion. Die bildenden Künſtler ſtellten ihn)ar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde ;uhr und Samen herab ſtreute.

S. 14. Pepromene, Schickſalsgöttin.

I.

S. 15. Aufſätze eines — Anonymus — Der Jahrgang des teutſchen Merkurs von 1787 ent-)ält mehrere Aufſätze über Aberglauben, Rouſſeau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 17. Hircocervus, Bockhirſch, alſo un-nögliches Ding, bloßes Hirngeſpinnſt, dem in der Wirklichkeit nichts entſpricht.

S. 17. Yahoos — S. den vorigen Band.

S. 18. Theodoſius und Kaiſer Fried-:ich III. — alſo zwiſchen 379 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunſt erfunden, Luther geboren, Amerika entdeckt, Konſtantinopel von den Türken erobert.

S. 20. Wie illuminirt — ſeraſiſch, — der Erleuchtetſte, Entſchloſſenſte, Feinſte, Unwider-

stehlichste, Englische und Serafische — lauter Be namen, welche ihr Zeitalter verschiedenen scholast schen Filosofen gab.

S. 20. Fänomene, Ideen und Fant me — Fänomene sind die wirklichen Erscheinu gen der Dinge, so wie sie von gesunden Sinn wahrgenommen werden, Fantome dagegen Trug bilder; Ideen, in dieser Zusammenstellung, en weder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. B Fänomenen und Ideen ist Irrthum, bei den Fant men Täuschung möglich.

S. 21. Amadis von Gallien, sonst d Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einö geflohen war, beltenebros, le beau tenebreux, we ches gewöhnlich Dunkelschön übersetzt wird; Wieland Uebersetzung „schöner Finsterling" paßt tre fend auf die Aesthetiker, die in dem Verstande de Teufel sehen, und ihn so arg schelten als die Au klärung.

III.

S. 26. Geister, Feen u. s. w. S. Band S. 265. fgg.

V.

S. 31. Magie und Theurgie — Magi in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche g

heime Wissenschaft, auf Geister aller Arten, und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche bloß durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgiebt. W. [Vergl. Band 8. S. 324. fg.]

S. 32. Filosofie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abschn. XI, und vergl. Bd. 1. S. 189. fg. Bd. 6. S. 307. fgg.

VI.

S. 34. Die Epikurische Filosofie hat offenbar ihren Miskredit noch andern Ursachen zuzuschreiben, theils dem Mangel an Tiefsinn bei ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Aristippos nur erborgte, theils der Entartung dieser Sekte, an welcher allerdings ihr Stifter ganz unschuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiösen Betrügerei hat sie kein gar großes Verdienst, denn — sie fing es gar zu verkehrt an, oder wollte bloß Spaß treiben.

X.

S. 34. Religiösen Betrügern — Ich v
stehe unter religiösen Betrügern solche, den
die Religion zum Deckmantel und zum Wer
zeug ihres Betrugs dienen muß. — W.

S. 39. Lucian — Man vergleiche hiemit W
lands Abhandlung über Lucians Lebensumstän
Charakter und Schriften, in dem ersten Bande s
ner Uebersetzung dieses geistreichen Gegners aller
vernunft.

S. 39. Celsus, ein Freund Lucians, schri
ein großes Werk gegen die Magie, dessen V
lust zu bedauern ist, weil sich aus einer Ste
Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch
Kunststücke, wodurch die angeblichen Adept
der magischen Weisheit die Leichtgläubig
hintergingen, ausführlich darin beschrieben ware
Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich a
Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken. —
W.

XI.

S. 39. Auch die Christen — bezauber
Schon bei ihrer Ausbreitung erlitt die Christli
Religion mehrere Umgestaltungen 1) durch Versch
denheit der Ansichten bei den Aposteln selbst, die
Juden dem Judenthum nicht entsagen konnten. Hi

aus erfolgte die Ausbildung eines übersinnlichen Messiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegensatze des alten, und die Versöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11.). 2) Durch baldige Einmischung der Gnosis bei den Judenchristen, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parsen, aus der Kabbala der Juden, der Pythagoreischen und Platonischen Filosofie in das Christenthum kam, und besonders der Dämonismus systematisch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreieinigkeitslehre, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Glaubensartikel erhoben wurde, ist unverkennbar. 3) Durch Gegensatz des Hellenismus bei Griechen und Römern, die zum Christenthum übertraten. Diese hatten kein Interesse daran, den Christianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein desto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabei hatten sie es theils mit ihrer Filosofie, theils mit ihren Mysterien zu thun, und durch diese Ausgleichung ging der Charakter des Mysteriösen in das Christenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Ursprung.

Alles dies that dem Hange zu Weissagungen, Zauberei und Geisterseherei so großen Vorschub, daß des Aberglaubens beinahe niemals mehr gewesen war. Hätte es jemals der Filosofie bedurft, so war es damals, allein die Filosofie war selbst fantastisch gewor-

den, und so zeigt sie sich in dem Neu-Platonismus, der sich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einander flossen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu suchen sey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wissen über Gegenstände des Glaubens. Zu diesem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine mystische Anschauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, besonders durch Plotin, zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt, wollte man zum unmittelbaren Anschauen der Gottheit und zur Herrschaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher statt von der Filosofie, von einer Theosofie, als der reinsten Erkenntniß der Dinge und der höchsten Glückseligkeit, die aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entsteht, wozu man bloß durch die größte Reinigkeit und Enthaltsamkeit gelange, dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieser Schule wird daher auch wenigstens Ein Wunder erzählt. Alles dieses war nun eigentlich gegen das Christenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieses davon Nutzen zog, und wie! — Man sehe G. C. Horst Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard Geschichte der Magie in dessen neuen vermischten Schriften.

Meiners Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christus. — Sprengels Geschichte der Medicin.

S. 41. Antinomie und Anarchie, Widerstreit der Gesetze gegen einander und Gesetzlosigkeit.

S. 41. Mit Ernulfusflüchen — Man sehe das Formular einer Exkommunikazion der römischen Kirche, die sich Tristram Shandy's Vater, der allerlei dergleichen gern sammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rocheſter, verfaßt von dem Bischof Ernulfus, hatte abschreiben lassen, im zweiten Theile des Tristram Shandy. Der Fluch ist so kräftig, daß Onkel Toby dazwischen schreit: Unsre Armeen in Flandern fluchten entsetzlich, aber daran reichten sie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund so zu verfluchen, ja den Teufel selbst nicht.

XII.

S. 42. Giannone, Pietro, geb. 1676. im Neapolitanischen, schrieb Dell' istoria civile del regno di Napoli (Ven. 1723. 4 Bände 4. übers. von le Bret, Ulm 1758 — 71.) Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papstes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfasser konnte sich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treulosigkeit eines Freundes in die päpstliche Gewalt, wurde zum Widerruf genö-

thigt, und ſtarb im Gefängniß, worin er 23 Jahre lang geſeſſen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Hiſtoriker ſind hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige ſpätere dieſen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieſes ſchrieb, proteſtantiſche Hiſtoriker gern päpſtelten, und Klinger nannte ſelbſt Joh. v. Müller den papiſtiſchen Geſchichtſchreiber. Mehrere jüngere Hiſtoriker haben ſich offenbar durch ſein Beiſpiel verleiten laſſen, Andere wollten, wie etliche Theologen, neu ſeyn im Alten und mißbrauchten ihren Scharfſinn; die zum Katholizismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernſthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, deſſen, mit Mehreren ihm gemeinſchaftliche, Tendenz zur Wiederherſtellung der Hierarchie wohl unverkennbar iſt.

S. 42. Gregorius Florentius Gregorius, Biſchof zu Tours (544—595.), ſchrieb eine historia Francorum in 10 Büchern, die, ungeachtet der Leichtgläubigkeit des Verfaſſers, doch als das erſte Werk über fränkiſche Geſchichte ſehr denkwürdig bleibt. In ſeinem Buche von Wundergeſchichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, deſſen Kappe ein Heiligthum der fränkiſchen Könige wurde.

S. 42. Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genueſiſchen), ein Dominikaner, geſt. 1292. als Erzbiſchof zu Genua, iſt Verfaſſer der historia Lombardica s. Legenda aurea, voll abergläubiſcher Frömmigkeit und Wunderſucht, wodurch ſie aber um ſo mehr in Anſehen kam. Sie iſt faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt.

S. 42. Acta Sanctorum heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich ſind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Geſellſchaft von Jeſuiten (die Bollandiſten genannt, weil. Joh. Bolland das Werk anfing) ſeit 1643. herausgab. Kann freilich der hiſtoriſchen Kritik dieſes Werk nicht genügen, ſo behält es doch ſchon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu ſchildert.

XIII.

S. 44. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — Sogar neu war dieſe Gattung von Verbrechen denn doch nicht, denn, um von ganz Aſien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Aſebeia, die bekanntlich nicht bloß praktiſche Gottloſigkeit, ſondern ſehr oft nur abweichende Meinung war. Selbſt die geprieſene Toleranz der Römer unterliegt nicht unge-

gründeten Zweifeln, denn nach Livius (5, 50.) mu
ten nach dem Einbruche der Gallier, die heilige
Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wied
geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatt
Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch ei
Beschränkung der fremden Religionsgebräuche stat
Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zei
ten — was nicht immer der Fall war — da schei
sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grun
gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wo
einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 47. Menschen in der engern Bede
tung. — Nämlich in der, worunter die Hall
merschen, Drittels- und Viertels-Me
schen, und andre Anthropomorpha nicht b
griffen sind. W.

S. 48. Verbrechen der beleidigte
menschlichen Natur — Von welcher alle Maj
stät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn
nicht Usurpazion und Schimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 49. Deist, Theist — Zwischen diesen b
den hat man sonst zu verschiedenen Zeiten verschied

Unterschiede gemacht. Unter Theismus verstand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deisten suchten sich durch diesen bloß willkührlichen Unterschied bisweilen zu retten. Kant nannte Deisten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat als daß er das von der Welt verschiedene allervollkommenste Wesen sey, ohne dieses weiter bestimmen zu wollen, Theisten hingegen denjenigen, welcher sich Gott als das höchste Wesen denkt, das durch Verstand und Freyheit Urheber der Welt sey. An diese Kantischen Unterschiede wenigstens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 49. Die Christianer — — in ihren Apologien — Man braucht sich bloß an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er seinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 55. Das Schicksal kann — große Revoluzionen herbeiführen. — Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der Französischen Revoluzion geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damals wenig träumen ließ. W.

S. 55. Ein menſchenfreundlicher Träumer — Mercier in ſeinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerſt Amſterd. 1770.) giebt in jenem Jahre allem, was jetzt nur frommer Wunſch iſt, Wirklichkeit. Beinahe ſollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieſes Traumes ſchließen, daß es die Menſchen mit ihren frommen Wünſchen doch recht ernſthaft meinen müſſen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinausſetzen? — Der Beweis, worauf er ſich ſtützt, iſt:

Video meliora etc. Billigend ſeh' ich das Beſſere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an — ?!

XX.

S. 59. Die Schenkungen Konſtantins u. ſ. w. Da ſelbſt in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nelle due Sicilie vom Papſt Pius VI. dieſe angebliche Schenkung una cosa spuria e falsa genannt wird, ſo bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugniſſes. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen S. Band 24. S. 219.

S. 59. Die Dekretalen (Beſchlüſſe, Beſcheide) Iſidors des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beſchlüſſe hatte Iſidorus, Biſchof in Sevilla, veranſtaltet, welcher im Jahre 636. ſtarb.

Deſſen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrſcheinlich aus dem Mainziſchen Sprengel, und brachte erdichtete päpſtliche Dekretalen in Umlauf, die von dem erſten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt ſich ſehr, ſagt Mich. Ign. Schmidt (Geſch. der Teutſchen I. 616.) wenn man glaubt, ſeine Hauptabſichten wären geweſen, die päpſtliche Gewalt zu erhöhen. Iſidor machte den Papſt nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmal von einem Metropoliten mißhandelt worden ſeyn, und vermuthlich ſich ſelbſt in dem Fall befunden haben, von ſeinem Metropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren.“ Indeß wurde doch dieſe unechte Sammlung des falſchen Iſidor eine Stütze der päpſtlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholiſchen Streitigkeit darüber ſtatt.

S. 59. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bei den Juden, welches je im 50ſten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190.) und wobei Gefangene ihre Freiheit, Schuldner Erlaß erhielten u. ſ. w., ordnete die katholiſche Kirche ein Jubel- oder Ablaß-Jahr an, welches anfänglich nur das erſte Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Klemens VI. aber je für das 50ſte, von Urban VI. für das 33ſte, und von Sixtus VI. für das 25ſte Jahr angeordnet wurde. So beſteht es ſeit 1415. noch, und es ſtrömt

viel Volk nach Rom um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfestes eröffnet der Papst mit großer Feierlichkeit die eine sonst immer verschlossene Thür der Peterskirche, und sendet Kardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasselbe zu thun. Dieß sind die heiligen Jubelpforten. Nuovo Itinerario d' Italia di Fr. Scoto S. 393. fgd.

S. 59. Dataria, eine Abtheilung der päpstlichen Kanzlei, die ihren Namen davon hat, weil sie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittschriften und vergiebt alle Pfründen.

S. 59. Rota, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom für die ganze katholische Christenheit, das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Seinen Namen hat es von seinem Sitzungssaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt ist.

XXI.

S. 63. St. Paul nach Efesus — Geschichte der Apostel Kap. 19. — W.

S. 63. Bildchen von Eben- oder Nebenholz — So sagt Plinius, L. XVI. c. 40. und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Efesus dagegen macht, ist (im Vorbeigehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit. — W.

S. 64. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falsche Konsequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst, und wurde von Sankt Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht. — W.

S. 64. Ihre Majestät untergehen — S. Apostelgeschichte 19, 27.

S. 65. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heißen; und unter den Römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei sich. Die Esesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis, und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser Maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beigetragen hatte. — W.

S. 65. Der Herr Kanzler von Efesus — Apostelgeschichte, K. XIX. v. 35. 36. — W.

S. 65. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Kommentar über Eusebii Chronikon angeführtes Griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Efesischen Diana sey vom Himmel gefallen. — W.

S. 66. Santa Kasa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 67. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beinahe schämen muß davon zu reden. —. W.

S. 67. Propositiones male sonantes — Uebellautende Forderungen. — Merkwürdig ist in dieser Beziehung das an den Jesuiten Sanfelice, seinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus seinen hinterlassenen Schriften im October- und Novemberstück des

teutschen Merkurs v. J. 1784. in einer Uebersetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt ist. Von den Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringste Bedenken mehr, mit Baldus zu sagen, daß der Papst ein Gott auf Erden ist, mit Decius und Felinus, daß der Papst und Christus ein Konsistorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Papst als Gott thut was er thut, nicht als Mensch; mit dem Kardinal Parisius, daß der Papst ein göttliches Wesen ist unter einer sichtbaren Gestalt; mit Baldus, daß der Papst die Ursache aller Ursachen ist, weßhalb man seine Gewalt nicht untersuchen darf, denn von der ersten Ursache läßt sich keine weitere Ursache angeben; endlich mit allen Dekretisten, daß es ein Gottesraub ist, an der Gewalt des Papstes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Ursache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böse in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laster in Tugend, das Viereck in einen Zirkel und den Zirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz daß er über alle Gesetze, über alle natürliche und apostolische Rechte hinausgesetzt sey. Ich bekenne mit der Glossa des Grazianus, daß der Papst wider das natürliche und apostolische Recht dispensiren kann; mit Ludw. Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papst alles und über alles ist, und

wider alles Recht alles vermag; mit dem von Ostia, daß er Vierecke und Zirkel mit einander verwechseln kann. Darum ist es keine Lästerung, was der Kardinal Lorenz Pucci beständig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papste alles wohl anstehe und alles erlaubt sey, so ungerecht es auch seyn möchte. — X. Wenn es sich fügte, daß der Kaiser der päpstlichen Tafel beiwohnte, so würde er zur rechten Hand des Papstes an einem besondern Tische auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Kardinälen sitzen, dergestalt, daß ein Kardinal den ersten Platz einnähme, und hernach die Könige und Kardinäle wechselsweise folgten. Der Kaiser oder ein König würde dem Papste das Wasser bringen, seine Hände zu waschen, und hernach auch die Ehre haben, die erste Schüssel auf die Tafel desselben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaisers und der Könige sind zur Bedienung der päpstlichen Tafel bis ans Ende bestimmt. Wenn ich in meiner Geschichte diese große Idee vom Papste nicht geäußert habe, so bitte ich um Vergebung." — Nachdem Giannone sich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, sagt er von den Jesuiten: „Ihr öffnet nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch ihr nicht, gewisse Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszupofaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es sey unmöglich, daß ein

Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, so sagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen ist, so wird sie ihm dennoch so viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterschreibe gern diese Meinung. Meine Leidenschaften mögen mich so weit vom Wege der Tugend ableiten als sie wollen; ich bin sicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieses und alles, was Sie, lieber Pater und die päpstliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit, und schließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts anderes verlange, als daß uns alle Ein Geist und Ein Herz belebe."

XXIV.

S. 74. Priesterkünste — Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben.

W.

S. 74. Von diesem Glauben behaupte ich — Ich setze diese vier Hauptplätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und von allen, die diese Schrift interessiren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben

glauben, dieſe Sätze für nicht ſo ausgemacht zu ha
ten als ich: ſo würde ihre Mittheilung und Unte
ſuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifel
Wahrheit in ein neues Licht zu ſetzen. W.

XXVII.

S. 82. Reinigt ſie — Aberglauben. Daß dieß der Geiſt der Lehre Chriſti, und das w widerſprechliche Reſultat ihrer Grundbegriffe ſey, mö ſchwerlich jemand, der ſie unmittelbar aus der Quel geſchöpft hat, läugnen können. Warum iſt aber die Quelle ſelbſt nicht von allem dämoniſtiſchen Schlamm rein? Gewiß war es Chriſtus: aber nicht ſein Jünger, denen er und ſeine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon gewi ſermaßen immer ein Räthſel geblieben zu ſey ſcheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh' er f von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Vo kes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Ehe darum (glaube ich) verſprach er ihnen den Geiſt der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Aber dieſe Geiſt wohnt nur in reinem Herzen, und zog ſi vermuthlich von dem Augenblicke zurück, da ſie f einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syri und Cilicia zu ſchreiben: Es gefällt dem he ligen Geiſt und Uns u. ſ. w. W.

S. 82. Echte Theoſofie — Gottes-Weisheit

XXXII.

S. 92. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers nachtheiliges insinuiren zu wollen. Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte: aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß: so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln, und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 102. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren

XXXII.

. 92. Das, was Luther f
. w. — Fern ſey es von mir,
ıptung etwas der Aufrichtig
ıaffenen Luthers nachtheiliges i
ollen. Als er auf den Papſt pro
von der Unfehlbarkeit dieſes Oberha
noch völlig überzeugt, weil er ſie
ſucht hatte: aber er war von der
Sätze gegen den Ablaßkram ebe
mit beſſerem Grunde, überzeugt.
keinen Augenblick daran, daß der
Richter für die Wahrheit en
Als aber, gegen alle ſeine Erwartu
theil erfolgte, und Leo der Zehnte
unverſtändig ſpielte, daß er ſeinen
gegen handgreifliche Wahrheiten zur
greiflicher Gräuel abſchoß: ſo mu
Luther nothgedrungen an der päpſtl
keit zweifeln, und eine Unterſuchun
ſtellen anfangen, die unmöglich zu
ben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 102. Biſchof Alexander
dria u. ſ. w. — Die beiden Lehre
einigkeit und den beiden Naturen in

seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Hauptursache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partei behandelt diese Lehren als ein Mysterium, die andre suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Afrikaner Sabellius die drei Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drei verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher Ein Gott, und derselbe wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bei Vielen Beifall, bei Andern Widerspruch. Im Jahre 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesens mit dem Vater. Arius warf ihm Sabellianische Irrthümer vor, und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freiem Willen aus Nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und

über Alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was Anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Konstantin berief daher im J. 325. eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meinung verworfen und ihr das bekannte Nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Lichte) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bei dieser Versammlung Athanasius auf, der, damals Archidiakonus zu Alexandria, im Namen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofsitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt, und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 105. Pelagianer — Der Britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit, und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 105. Eutychianer. Nestorianer — Diese zwei Sekten, jene nach dem Archimandriten

Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Konstantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwei Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder bloß Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 105. Manichäer heißen die Anhänger des Persers Mani oder Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der Christlichen und Zoroastrischen bilden wollte, und um 280 als Märtyrer seiner Lehre starb.

S. 106. Bei schwerer Strafe verbieten — Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Namen der Menschlichkeit, bitten; einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden, und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 109. Caput mortuum, nennt man bei chemischen Scheidungen den Rückstand, welcher nach der Ausscheidung dessen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt.

Beilage.

S. 117. Laberius — Der Römiſche Ritter und Mimendichter, wurde von Cäſar genöthigt, ſeinen Mimus ſelbſt aufzuführen. In dem Prolog ſagte er:

— — So geſchah es denn,
Daß nun, nach zweimal dreyßig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Heerd
Als Röm'ſcher Ritter eben itzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag alſo hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke ſelbſt kam mehr als eine Anſpielung auf Cäſar vor, z. B. wo ein gepeitſchter Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unſre Freiheit iſt dahin! Bei der Stelle „der hat vor Vielen ſich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!“ ſchaute das ganze Volk auf Cäſar.

Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Diese Abhandlung erschien zuerst im Teutschen Merkur vom Jahr 1781. B. 2. S. 225. fgg. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden.

S. 128. Mysterien, deren Stelle sie einnahm — Schelling in seiner Schrift Philosophie und Religion (Tüb. 1804.) nannte darum tadelnd das Christenthum die große Offenbarerin, weil es „die Mysterien des Heidenthums offenbar machte."

S. 128. Weisen im erhabensten Sinne — Sie nannten sich Theosofen.

S. 139. In die dickste Verfinsterung — zurück zu stürzen scheint — Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monats-

schrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichen Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwischen 1780 — 1790. Ob sich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es sich verändert habe, wäre eine wünschenswerthe Untersuchung. Man würde zu allem, was die Berliner Monatsschrift *) damals aufstellte, auch jetzt ein Gegenstück finden. Vieles aber wird weit filosofischer betrieben als sonst, denn die Filosofie hat ihren Kreislauf vollendet, ist zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt und wieder poetisch geworden. Da nun vornehmlich der Naturfilosofie dieses Glück geworden ist, so hat auch die Fysik nicht zurückbleiben wollen, und man erstaunt, wie weit sie es, seitdem sie der Beihülfe der Mathematik und der Beobachtungen und Experimente nicht mehr bedarf, im Beweisen von Dingen gebracht hat, für die damals noch gar kein Beweis möglich schien. Wie

*) Diese, herausgegeben von Gedike und Biester, begann mit dem Jahre 1783, und gleich in den ersten Heften finden sich folgende Aufsätze: Der vorgebliche neue Messias in Berlin; noch ein neuer Messias in Westfahlen; der Monddoktor in Berlin; die Wallfahrt zu demselben; Nachricht von dem neuesten Hexenprozesse in Glarus; Nachricht von einer hysterischen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will.

nun aber alle Wissenschaften mit einander zusammen hängen, so hat auch schon die Arzneikunst großen Vortheil davon gezogen; denn kann ein Vortheil größer seyn, als der uns durch die Entbehrlichkeit der ganzen materia medica und sogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch so viele Unterstützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürsten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweisen, zumal da wir ein System der Arzneywissenschaft haben, dessen Basis und Grundpfeiler der Glaube ist. Nur die Juristen scheinen bis jetzt noch saumselig; sie mögen also zusehen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenprozessen träumt.]

S. 141. Isisprieſtern u. s. w. — Der meisten der hier Genannten wird der Leser, dem sie sonst unbekannt waren, sich aus früheren Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt Ihre in seinem Glossarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem teutschen Spähen zusammenhängt für Wahrsager; Spáqwinna, Wahrsagerin. — Ob die Thyrspakurn vielleicht auch damit zusammen hängen, vermag ich nicht zu sagen, denn vergeblich habe ich ihnen überall nachgeforscht.

Euthanasia.

Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatisirender Gelehrter, Namens Karl Wötzel, Doktor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte um so mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen Filosofen gab, und von seinen filosofischen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drei Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Desto ernstlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die ersten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Jyling und die Recensenten in der Jenaischen und Halleschen Literatur-Zeitung, worauf sich eine Fluth satyrischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D. Wötzel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beiwohnte, so weckte dieß seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten.

Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht: allein da der D. Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Auf diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt sey, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Visionen und Geistererscheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anstoß daran genommen, daß er, um den Beweis von der Unmöglichkeit der Geistererscheinungen zu führen, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erschien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt sehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts behauptet hat. Widerspricht er sich nun, oder hat er seine sonstigen Behauptungen aufgehoben? — Dieß

en, über den aber an einem andern Orte die
ärung folgen ſoll. Zu welcher Zeit Wieland
cht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu
tſcheiden iſt des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat ſich die Ehre nicht entgehen
ſſen, Wielanden als ſeinen Gegner zu behandeln.
er Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte,
iſterungen und Verunglimpfungen ſich verbittend,
nnte in ſeiner Näheren Erklärung und Aufſchlüſ-
n über ſeine Schrift u. ſ. w. (Leipz. 1805.) ſeinen
enaiſchen Recenſenten einen animoſen, parteiiſchen,
idenſchaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahr-
n Jüngling, einen boshaften Verläumder, einen
üthend ergrimmten, reißenden Wolf in Schafsklei-
rn, und will das lateiniſche e — unter der Recen-
on nicht lächerlich machen, obgleich man ſonſt da-
urch nur eine gewiſſe Klaſſe von Weſen zu bezeich-
n pflege. — Es braucht wohl nur geſagt zu werden,
aß kein anderer Menſch dieſer Recenſent war als
r achtungswürdige Verfaſſer der Pſychologie, Fy-
ologie, Moral, der Adiaphoren u. ſ. w. kurz der
irchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen
weifel übrig zu laſſen, daß auf ſolch einen Gegner
er keine Rückſicht zu nehmen ſey.

Erſtes Geſpräch.

S. 155. Die den Filoſofen — — be
men ſollen — „Du würdeſt (ſagte ſie) d
„lange der unglaubige Thomas bleiben
„ich dir handgreifliche Beweiſe meiner G
„wart gäbe, welches mir ſchwer werden dürfte.
„geſetzt auch dieß geſchähe wirklich, ſo würd
„doch andre Menſchen, wenn du es ihnen auc
„ſo heilig verſicherteſt, ſchwerlich Glauben
„ſen.“ W.

S. 177. In Geſtalt eines körper
Schattens erſcheinen — Dieß glaubt
beſteht doch darauf, daß ſie ihm handg
erſcheinen müſſe, wenn er ſich von ihrer Un
keit als Filoſof überzeugen ſolle! Welch ei

S. 194. Oeffnete ſich ſein Ge
deutlich — Mit dieſem deutlich will e
lich ſagen, er habe deutlich gehört wi
geſchoben worden. W.

S. 197. Mit den Geräthſchafte
um bedient ſich Herr D. W**l, dem e

eflüſſige Worte ſo wenig ankommt, ſchon w
ſes allgemeinen und unſchicklichen Wortes?
ann doch, in dieſem Zuſammenhang, ſchw
etwas anders gemeint haben als Stock, Degen,
Schießgewehr? Warum nennt er ſie denn nich
ihrem Namen? Man kann ſolche Waffen allen
die Geräthſchaften eines Soldaten nen
aber ſind ſie darum auch die Geräthſchaften
Gelehrten? W.

S. 204. Einen Menſchen — — der
aufgefodert gefühlt haben könnte
Wenn er unſern Mann ſo gut kannte, als er
ſelbſt in ſeinem Buche zu erkennen giebt, ſo br
dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

[Helmuth in ſeinem Sendſchreiben an H
Doktor J. K. W. ſagt S. 46.: „Aber wer
Ihnen denn einen ſolchen Streich wohl haben ſp
können? Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor,
ſolches durch Ihren Freund K. geſchehen ſey.“
angeführten Gründe mag dort nachleſen, wen
Sache intereſſirt. Vielleicht hätte es, um
Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter n
bedurft als den — Namen ſtatt des K.]

S. 218. Schade daß — warum er
dem Schwanze gewedelt — Treffend
Helmuth S. 65., daß gerade der wedelnde Schr
des Hundes gegen Wötzel beweiſe.

S. 221. Freundsch[illegible]
umwunden mittheilen Manier [illegible]
[illegible]t in seiner pleonastischen Manier [illegible] auf [illegible]
„ohne Eingenommenheit für und wider [illegible] selbst, auf [illegible]
„für und wider mich, wider mich selbst, [illegible] und
„der Sache angemessene, vorsichtige, behutsame und
„humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verläumdung,
„u. s. w.“ — Wozu alle diese Forderungen und Be-
dingungen? Die Filosofen, Welt- und Menschen-
kenner u. s. w. werden, ohne sein Erinnern, schon
wissen was sie zu thun haben; und wie wenige sind
unter ihnen, bei denen die geringste Parteilichkeit,
geschweige unlautere Absichten oder gehässige Leiden-
schaften nur denkbar seyn könnten? W.

Zweites Gespräch.

S. 233. d'Hamon — Es ist eine seltsame [illegible]
genheit beinahe aller Franzosen, daß es ihnen [illegible]
schwer fällt, ausländische Geschlechtsnamen u[illegible]
fälscht zu lassen. Herr Thiebault hat [illegible]
[illegible]nzig Jahren Aufenthalt in Berlin von [illegible]
[illegible] los machen können. So schreibt [illegible]
[illegible] Beispiele anzuführen) durc[illegible]
[illegible]ffkotsch, Kap[illegible]

k-Einstein, ſtatt Splitgerber, Schaffſch, Kapphengſt, Finkenſtein. W.

S. 263. Agathodämons Meinung — S. 25. Band von Wielands Werken.

S. 265. Der Filoſof Eukrates ſagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. 1. von Wielands Ueberſ.) „Giebt es nicht viele, die bei Tag oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geiſter zu ſehen? Ich ſelbſt habe nicht einmal, ſondern zehntauſendmal Geiſter geſehen. Anfangs, ich geſtehe es, war mir nicht wohl dabei zu Muthe; jetzt aber bin ich es ſo gewohnt, daß ich gar nichts außerordentliches mehr zu ſehen glaube.“ Der ganze Dialog verdient nachgeleſen zu werden.

S. 285. Paraliſirt — gelähmt.

S. 308. Kolumbus Ey — Dem Kolumbus ſagte man ins Geſicht, Amerika habe jeder andre auch entdecken können. Er nahm ein Ey, und fragte, wer dieß auf die Spitze ſtellen könne, ſo daß es nicht umfalle. Jeder verſuchte, keinem gelang es. Kolumbus nahm es, drückte es derb auf, und es ſtand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben ſo, ſagte er, ging's mit Amerika's Entdeckung.

Drittes Gespräch.

S. 322. Seelenwagen — Platon soll davon nach der Annahme seiner ältesten Erklärer, im 81sten Kapitel seines Phädon geredet haben; sein neuester Erklärer Wyttenbach aber sagt sehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede sey, sondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 324. Guyon — Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648. und gest. 1717. zu Blois, war eine der eifrigsten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht sehr glücklich gestrebt hatte. Man versteht unter Quietismus jenes System der Mystik, zufolge dessen die wahre Religiosität und die höchste Glückseligkeit in einer völligen Einkehr in sich selbst und der höchsten Gemüthsruhe besteht. Madam Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn sie war schwächlich und hysterisch. Aus diesem Gesichtspunkte will Wieland ohne Zweifel sie hier betrachtet wissen, und nicht aus dem ihrer Gegner, die sie der Sinnlichkeit und Ruhmsucht beschuldigten, und bei diesen Beschuldigungen freilich die Psychologie so wenig als die Geschichte gegen sich haben. Eine

Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war sie gewiß, und es bleibt wenigstens sehr zweifelhaft, ob ihre mystische Liebe zu Gott aus ganz so reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon bei seiner zwar auch mystischen aber reinen Frömmigkeit selbst glaubte. Die von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung der Madam Guyon kam nach ihrem Tode (Kölln 1720, eigentlich zu Amsterdam) heraus, die Auflage ward aber meist von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madam de Sardieres aufgekauft; man hat jedoch eine vollständige teutsche Uebersetzung, Frkft. und Leipz. 1727. 8.

S. 332. Was sagst du zu dieser Anekdote? — Da ich, meines Wissens, in Teutschland wenigstens der einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewohl sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800. in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reitz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm seyn werde, sie hier genauer und gerade

so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden.

S. 337. Quiribini — Von der Zauberkraft dieses Wortes finden sich die Beweise in dem Mährchen der Wohlthätige in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy.

S. 341. Elisa Rowe — Elisabeth Singer, eine Teutsche, vermählt mit dem Engländischen Dichter Rowe, ist die Verfasserin des Werkes: Friendship in death (London 1726. Die Freundschaft im Tode, Frkft. u. Leips. 1770), welches Wielanden veranlaßte, seine Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde zu schreiben. — Young — der Verfasser der Nachtgedanken.